H. G. hum.
238
Ж

H. g. hum. 238 $^{30}_{5}$ Weiller

<3660452529001 8

<3660452529001 8

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die gegenwärtige und künftige Menschheit.

Eine Skizze

zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart, und unserer Hoffnungen für die Zukunft.

Von

K. Weiller, Professor.

München,
bei Joseph Lindauer. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Es giebt Wahrheiten, die sehr oft und sehr verschieden gesagt werden müßen, ehe sie eine hinreichende Aufnahme finden. Die Leidenschaft hat nämlich Ursache, von mancher Wahrheit eine besonders genaue Notiz zu nehmen, und dann darf man immer zuverläßig erwarten, daß sie alles aufbiethen werde, dieser — die schon besetzten Plätze wieder zu entreißen, oder die noch zu besetzenden zu verschließen. Solche Wahrheiten erhalten, und verbreiten sich daher nur durch wiederholte, und unter allerlei Gestalten versuchten Ankündigungen.

Von dieser Klasse ist, glaube ich, die Wahrheit von der Möglichkeit einer allgemeinen und bleibenden Veredlung der Menschheit. — Wenn jede andre Wahrheit nur Einen Irrthum, oder ein paar zunächst verwandte gegen sich hat; so hat diese das ganze Heer aller Irrthümer gegen sich, weil sie alle in dem Sieg dieser ihrer Feindinn, wenn auch nicht ihren gänzlichen Tod, doch das gemeinschaftliche Ende ihrer bisherigen Herrschaft sehen. Keine Wahrheit bedarf also vermuthlich einer öftern Hilfe, als diese. Die Bemühungen ihrer größern Vertheidiger machen schwächere Versuche nicht überflüßig. So weit auch jene reichen; so reichen sie doch nicht überall hin, und es bleibt stäts auch diesen noch Gelegenheit, zu nützen, übrig.

Ich unternehme hier einen solchen Versuch. Der Gegenstand desselben kömmt izt mehr, als

jemals zur Sprache. Die Geschichte des Tags führt zuletzt fast immer auf ihn hin. Und, leider! spricht auch zuletzt fast immer die Leidenschaft über ihn ab. Er wird noch sehr allgemein blos unter die schönen Traumgestalten einer sich belustigenden Einbildungskraft verwiesen.

Die Zukunft geht aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart hervor. Unsre Hoffnungen für Jene werden also durch unsere Urtheile über Diese und über die Ursachen ihrer Beschaffenheit berichtigt und begründet. Wir gehen daher von dem, was ist, auf das aus, was seyn wird.

Diese Gründe, denke ich, rechtfertigen die Erscheinung der gegenwärtigen Skizze. Vielleicht nimmt sie aber auch noch einige Rechtfertigung aus sich selbst. Ich habe darinn den Gegenstand unsrer Schätzungen und Hoffnungen auf seine

Hauptpunkte zu bringen, und so an Vollständigkeit zu ersetzen gesucht, was an Ausführlichkeit mangelt. Dadurch hoffe ich ihn nun wenigst mehr berichtigt zu haben, da ich ihn nicht — mehr begründen konnte.

Ueber
die gegenwärtige und künftige
Menschheit.

Einleitung.

Wir leben izt in einem wiederspruchvollen Jahrhundert. Man preißt die Veredlung unsers Zeitalters, und jammert über seine Verdorbenheit. Man arbeitet an der Vervollkommnung der Menschheit, und glaubt an die Unmöglichkeit derselben. Man wünscht die Entwickelung des ganzen Menschen, und beschäftigt sich fast immer nur mit der Bildung eines seiner Theile. — Mancher Verlust wird für einen Gewinn, und mancher Gewinn für einen Verlust gehalten. Die Berechnung der erworbenen Vortheile wird also schwankend, und unrichtig. — Unschuldige, aber mächtige Ursachen bewirken nach unsrer Meinung den immer nur anders gearteten Verfall der großen menschlichen Haushaltung. Die Erwartungen einer künftigen glücklichern sind also unsicher, und unbestimmt. — Unsre Wünsche geben die Bedürfnisse der Menschheit besser an, als unsre Ueberzeugungen. Die Bemühungen zur Befriedigung derselben sind also wandelbar, und einseitig, wie das unstätt auflodernde Feuer der Ahndung, das sie anzündet. — Unsre Vorstel-

lungen über wirkliche, und mögliche Menschheit, sind großentheils unbestimmt. Unbestimmtheit gebährt Widerspruch, und Widerspruch — Unthätigkeit, oder unrichtige Thätigkeit.

Wie kann diesem Uebel abgeholfen werden? Durch genauere Bestimmung unserer Vorstellungen. Wir suchen daher izt folgende Fragen genauer zu beantworten, als es gewöhnlich geschieht.

Was ist der Mensch izt?
Warum ist der Mensch izt das, was er ist?
Was kann, und soll der Mensch seyn?

Wir werden nicht jeden auch kleinern Weg verfolgen, der uns in dem weiten Gebiethe dieser Fragen aufstoßen wird. Aber wir werden jeden Hauptweg durchgehen. Wir wollen den Nachtheilen steuern, welche bei aller Kenntniß einzelner Theile aus der Unkunde des Ganzen entstehen. Es liegt uns also vorzüglich an der bestimmten, und vollständigen Bekanntschaft der Haupttheile. Kennen wir diese richtig, so haben wir, was wir vor allem brauchen, einen bestimmten Masstab, an welchem wir unsere Urtheile über die Gegenwart, und unsre Hoffnung für die Zukunft messen können.

Was ist der Mensch izt?

Der Mensch besteht aus zween Grundbestandtheilen, aus einem körperlichen, und aus einem geistigen. An seinem Körper nehmen wir drei Haupteigenschaften wahr, — seine Größe, seine Stärke, und sein Alter. Eben so viele bemerken wir an seinem Geiste, nämlich sein **Erkenntnißvermögen**, sein **Gefühlvermögen**, und sein **Begehrungsvermögen**. Der erste Unterbestandtheil des Erkenntnißvermögens, die Sinnlichkeit, bildet den Uebergang von seinen körperlichen Eigenschaften zu seinen geistigen. Der Mensch fühlt sich nämlich durch seine Sinne mit einem Theile seines Wesens in der organischen, und mit dem andern in der empfindenden Welt. Ueber die **Richtigkeit** und **Vollständigkeit** dieser Aufzählung der Haupteigenschaften des Menschen wird die Rechtfertigung später folgen. Izt wollen wir den Zustand derselben bey dem gegenwärtigen Menschengeschlechte untersuchen.

Der erste Zug im Gemälde des ganzen Menschen ist also seine **körperliche Größe**. Jedes Pflanzengeschlecht, jede Thierart erreicht im Ganzen das dafür festgesezte Ziel der Größe. Die Ausnahmen, welche

hinter diesem allgemeinen Ziele zurückbleiben, sind selten, wie die Ausnahmen, welche es überschreiten. Mit dem Menschen ist es izt nicht so. Das seiner Gattung bestimmte Größenziel darf man zuverläßig eher über, als unter sechs Schuhe rheinländischen Maaßes setzen. Wir werden die Gründe dafür weiter unten hören. Hier können wir uns indeß mit der gründlichen Vermuthung begnügen, daß eine Körperslänge von etwas mehr, als sechs Schuhen, die gewöhnlichen Kräfte der Natur nicht übersteige, weil wir sie da, wo wir sie antreffen, nicht als eine Ausnahme bewundern, sondern nur als eine volle Entwickelung der Regel mit Wohlgefallen ansehen. Dieses Ziel nun wird aber izt nur von den wenigsten Menschen erreicht. Die Größe, auf welcher die meisten stehen bleiben, ist überhaupt näher an fünf, als an sechs Schuhen. Sogar der Beispiele von Erwachsenen unter fünf Schuhen sind sehr viele. Sechsschuhige Männer sind in unsern Armeen schon die seltnern, welche unter die größern der ersten Glieder der Regimenter gehören. Von Siebenthalbschuhigen findet man vielleicht erst unter zehntausend Männer Einen, oder Zween. Wie viele Kosten, und Künste mußte Friedrich Wilhelm der erste von Preußen aufwenden, um sich aus allen Weltgegenden Rekruten für sein Riesenkorps zusammholen zu lassen? Indeß ist es doch zu bewundern, daß wir bei unsern unzähligen Verkleinerungskünsten noch so viele, so große Zeitgenossen besitzen. Es ist zu bewundern, daß unsre Mittelgröße immer noch nahe an sechs

Schuhe hinreicht. Die Natur zeigt dadurch, daß sie auch izt noch zu leisten im Stande sei, was sie einst leistete, daß also die von diesem Mittelziele größtentheils weit entfernte Mehrheit nicht ihr Werk, sondern das Werk eines feindlichen Dämons sei, der, weil er durch menschliche Thorheiten und Laster hergezaubert wurde, auch wieder durch menschliche Weisheit, und Tugend weggebannt werden kann.

Die Abnahme unsrer Körperslängen zeigt sich selbst in den untern Volksklassen, welche doch noch nicht so ganz Schulgerecht gegen die Natur kämpfen, wie die höhern. Unwissenheit, und Mangel, dieser liebe Antheil an den Besitzungen der Menschheit, welcher gewöhnlich den niedern Ständen allein noch übrig bleibt, bewirken auch bei diesen etwas von demjenigen Verderben, was bei den höhern künstliche Irrthümer, und schwelgende Laster freilich noch reichlicher bewirken. Wir treffen daher auch schon unter den Handwerkern, und Landleuten, nur selten Leute von sechs Schuhen, und darüber an. Ein hoher Grad von Stärke wird hier noch öfter gefunden, als ein hoher Grad von Grösse. Wie zahlreich ist nicht die Schaar der mehr, oder weniger Verwachsenen, die in der verschobenen Richtung ihres Wuchses einen mehr, oder weniger deutlichen Beweiß der Naturhemmung herumtragen?

Die zahlreichsten und auffallendsten Belege zur Kleinheit des itzigen Menschengeschlechtes, liefern uns aber unstreitig unsre **höhere Volksklassen**. Die Mitglieder dieser Stände scheinen fast durchgehends

nach einem verjüngten Maaße zugeschnitten. Es ist, als hätte die Natur einen eignen Modellmaaßstab im Hinterhalt, nach welchem sie gewöhnlich zu greifen pflege, wenn sie einen Menschen dieser Art formen will. „Da sind einige Menschenskizzen! scheint sie in den meisten dieser Wesen den übrigen Menschen zuzurufen: Ihr seht hier das Verhältniß der Theile. Arbeitet nun die Theile selbst in die gehörige Größe aus!“ Oder ist der Abstand der meisten höhern Staatsbürger von den niedrigen nicht wirklich auffallend? Ich nehme diejenigen aus, die sich erst selbst emporarbeiten, und oft ihre Körpersgröße, wie ihre geistige, schon mit hinaufbringen. Stehn aber unter den schon Hochgebohrnen die kleinen, schmächtigen, leichten Männchen mit ihren größern Mitgenossen nicht in einem ungleich größern Verhältniß, als die kleinen der niedern Klasse mit ihren größern Mitgliedern? Ist es nicht wenigst gerade so gewöhnlich, in den hohen Familien sehr kleine Personen, als in den niedrigen sehr große zu finden? Findet man unter dem sogenannten großen Haufen verhältnißmäßig so viele Leute, die um ein Viertel, um ein Drittel, oft wohl noch um mehr zu kurz sind, als man sie unter dem kleinen begünstigtem Häufgen findet? Man sehe nur die Fronte unserer Armeen an! Man weiß, welche Stände dazu die Offiziers, und welche die Gemeinen liefern. Gewis! die höhern Stände hätten großentheils keine eigne Unterscheidungszeichen auf ihren Kleidern nöthig. Sie tragen deren genug unmittelbar auf ihren Körpern selbst, wovon die Klein-

heit wahrlich allein schon sehr auszeichnend ist. Fährt man in den bisherigen Verkleinerungsmethoden, und Verkrippelungseifer fort, so soll es, denke ich, nicht fehlen, daß nicht die bisher blos geträumten Zwergnatiönchen bald realisirt werden dürften. Wir nähern uns mit jedem Jahrzehend dieser kleinen Menschengattung um einige Zolle.

Trauriger, als unsre Entfernung von dem Größenziele, ist unsre Entfernung von dem Ziele der Stärke. Die Abnahme der Kräfte ist schädlicher, als die Abnahme der Größe. Der Kleinheit kann man zur Noth, um sie von außen gegen eine zu große Lächerlichkeit zu schützen, durch künstliche Verlängerungen der Schenkel, und des Kopfes, und durch eine gestreckte Haltung des Körpers einige Zolle anflicken. Ein Umstand, den ich bey der vorigen Schätzung der Körperslängen höherer Stände übergieng, und der, wenn er auch in Rechnung gebracht wird, die wirkliche Größe derselben, nach Abzug der scheinbaren, noch um ein Zehntheil, oder Zwölftheil der ganzen Person beschränkt. Auch kann man der Kleinheit, um sie von innen gegen Unbrauchbarkeit zu bewahren, durch Geschäfte zu Hilfe kommen, die gerade keine körperliche Größe verlangen, und deren es unter uns izt genug giebt. Was will man aber mit der Schwäche anfangen? Wie will man dieser Kräfte anflicken, die sie nothwendig hat? Man kann ihr zwar durch Maschinen eine künstliche Stärke nach außen leihen. Kann man ihr aber durch solche Kunstmittel auch das Gefühl der Selbstkraft, diese See-

le des Lebens, kann man ihr dadurch die Kraft des Widerstandes gegen verderbende Einflüsse, diese zum frohen Genuß des Lebens so nothwendige Immunität von Kränklichkeiten geben? Man kennt den Werth, des durch Weine, und gebrannte Wasser auflodernden Lebensgefühls der Schwächlinge, daß mit den Dünsten des Rausches, oder Räuschgens verflattert. Man kennt den Werth ihrer Apotheckengesundheit, die sich auf den Krücken ihrer Recepten alle Monate wenigst einmal krank hinkt.

Es ist daher eine sehr **traurige Eigenthümlichkeit** unsers Zeitalters, daß es sich vor den meisten vorgehenden durch eine größere Schwäche, ausgezeichnet. Zwar ist die Abnahme der Stärke unter dem größten Theile desselben nicht so allgemein, und nicht so groß, als die Abnahme der Größe. Allein es giebt doch auch unter diesem schon ganze Stände, welche die Schwäche auf eine sehr unglückliche Art auszeichnet. Die meisten Klassen, der von uns vorzugsweise sogenannten Bürger, die bei einer größtentheils sitzenden Lebensart ihren ganzen Staatsberuf durch einige schwache Gliederbewegungen erfüllen, tragen die traurigen Spuren, dieses ihres entnervenden Berufs, nur zu deutlich an sich. Aufgedunsenes, oder dürres muskelloses Fleisch, gelbe, oder blasse Hautfarbe, nachgelassene, in sich selbst hinein drückende Haltung des Körpers, träge, mühevolle, oder doch leicht zu ermüdende Bewegung desselben, ausdruckloses Herabhängen, und Bewegen der Glieder, schwere, hart aufgerüttelnde Gleich-

giltigkeit, oder kindische, besonders durch jede kleine Furcht leicht zu erschreckende Reitzbarkeit, Stumpfheit, und Empfindlichkeit, und eine dadurch entstehende Unfähigkeit zu männlichen Arbeiten, eine deswegen, sie in alle Kleinheiten des Lebens begleitende Muthlosigkeit bezeichnen mehr oder weniger alle jene zahlreichen Zunftmenschen, deren ganze lebenslange Kraftäußerung in der Leitung einer Nadel, oder eines andern, ähnlich leichten Handwerkszeugs besteht. Welch ein ungeheurer Abstand zwischen diesen **Zwitterwesen**, und ihren **männlichen Vorfahren** vor Jahrtausenden! Wo dieselben Bären jagten, da erschrecken itzt diese vor unbekannten, oft auch vor bekannten Insekten. Wo jene mit muthvoller Freude zum Kampf um Freiheit oder Tod aufsprangen, da belecken diese mit ängstlicher Ergebenheit die Fersen jedes noch so kleinen Tyrannen, der die Lust hat, auf ihren Köpfen herumzutreten. Wo jene sich des Ueberflusses an Kräften, den ihnen auch ihre fast immerwährende Austrengungen im Kriege, und auf der Jagd nicht entziehen konnten, durch mühevolle Waffen- und Leibesübungen vollends zu entledigen suchten, da bemühen sich diese bei ihrer kleinlichen Thätigkeit, von der durch ihr bloßes Dasein bewirkten Entkräftung, durch die noch mehr erschöpfende Trägheit des langen Schlafes, oder unthätiger Spiele, zu erholen. Wo jene im belebenden Gefühl ihrer Kräfte heiter, und selbstständig festen Tritts durch das geliebte, aber nicht angebethete Leben giengen, da schleppen diese in stumpfer Gleichgiltigkeit freudenlos, bald

von Kränklichkeiten geneckt, bald von Krankheiten niedergeworfen, die zur Gewohnheit gewordne Last ihres Lebens, wie einen Götzen dahin, den sie ehren, ohne ihn zu kennen, und lieben, ohne bey seinen vielen Nachtheilen einen andern Vortheil davon zu haben, als daß er sie vor einem Gespenste bewahrt, welches sie Tod nennen.

Ein Theil dieses Verderbens hat sich sogar auch schon auf viele Mitglieder der übrigen stärkern Volksklassen ausgebreitet. Was nämlich Mangel an Kraftübung bey den ganzen schwächern Klassen ganz bewirkt, daß bewirken bey vielen Einzelnen der stärkern zu frühe Unternehmung, oder Uebertreibung derselben zum Theil. Man hat es schon oft gerügt, daß man Pferde nicht vor der Zeit einspannt, daß man sie überhaupt so schonend, und so sorgfältig, als möglich, behandelt, Kinder aber schon frühzeitig über ihre Kräfte anstrengt, Menschen ohne Schonung, und genauer Pflege zu fortwährenden unverhältnißmäßigen Arbeiten antreibt. Wie lange wird es denn noch währen, bis die Menschen in den Werth ihrer Lastthiere einrücken? Man sieht, und fühlt doch die traurigen Folgen dieser vernachläßigten Menschenschätzung so deutlich in jenen unglücklichen Opfern unserer Härte, die in den sonst der Stärke so günstigen Ständen durch frühzeitige, und ganz entnervte Schwäche sich zur Last, und uns zum Vorwurf sind. Man sieht ihre verschobenen Glieder, ihre steifen Gelenke, ihre zerrissenen Körperbande, ihre feuer- und lebenslose Blicke, ihre langsame

beschwerliche Bewegungen, ihr halbtodtes Leben, ihr frühes Alter.

Eine andere Art von körperlicher Schwäche, woran unser Zeitalter im Ganzen vorzüglich krank liegt, bestehet mehr in einer Unbrauchbarkeit, als in einem Mangel der Kräfte. Es liegt nämlich in den meisten unsrer Zeitgenossen, vorzüglich der niedern Stände, noch ein unglaublicher Vorrath von Stärkestoff. Allein er wird nicht gehörig benützt. Man wendet ihn auf ein paar lange gewohnte, vom Ahnherrn auf den Enkel fortgeerbte Arten an, läßt aber alle übrige noch mögliche, und nothwendige Arten seiner Anwendung unversucht, und begnügt sich also da mit einem nothdürftigen Gebrauch, wo man sich so leicht einen reichlichen bereiten könnte, und sollte. Nur in den wenigsten Mitgliedern unsers Zeitalters, werden die meisten ihrer körperlichen Kräfte von Jugend auf geübt. Gewöhnlich übt man nur diejenigen, deren Brauchbarkeit man für den künftigen Staatsberuf für unumgänglich nöthig hält; die übrigen werden dem Schicksal überlassen, das ihnen der Zufall bereitet. Man sieht hier, wie fast überall, immer höchstens nur den Bürger, aber nicht den Menschen. Deswegen sind aber gewöhnlich selbst unsre Stärksten nur in einigen bürgerlichen Verrichtungen, aber nicht in allen menschlichen stark. Deswegen sind die nämlichen oft zugleich sehr stark, und sehr schwach. Deswegen sind die meisten bey allem Reichthum an Kraft, gewöhnlich sehr arm an der Anwendbarkeit derselben, und unterliegen in manchen Fällen aus Mangel

an Herrschaft über die Kraft, welchen andre aus Mangel an Kraft selbst unterliegen. Oder wie viele unsrer Zeitgenossen können denn, was jeder Mensch kennen soll? Wie viele können laufen, werfen, ringen, klettern, balanziren, heben, tragen, gehen, schwimmen, wachen, fasten, schreien, u. d. g.? Wie viele Erziehungsanstalten, wie viele Schulen, suchen uns durch diese gymnastischen Uebungen nicht blos halbstarke **Bürger**, sondern ganz starke **Menschen** zu liefern.

Die **vorzüglichsten** und **meisten** Beispiele von **körperlicher Schwäche**, welche sich durch sich selbst, und durch die mit ihr oft verwandte Geistesschwäche äußert, stellen uns auch wieder die **höhern Volksklassen** auf. Die körperliche Stärke steht der Regel nach mit der Höhe des bürgerlichen Standpunkts in einem umgekehrten Verhältniß. Man schlüßt selten fehl, wenn man den Schwächling für desto **vornehmer** hält, je **schwächlicher** er ist. Die höhern Stände haben nämlich unter sich die Uebereinkunft getroffen, die körperliche Stärke für ein Brandmal zu erklären, mit welchen nur die untern Volksklassen belegt werden sollten. Sie, in ihren höhern Regionen, haben sich nebst ihren andern Freiheiten, auch die Freiheit von der schimpflichen Auszeichnung durch Körperkräfte vorbehalten, und es wirklich schon dahin gebracht, daß sie nicht nur andre **Bürger**, sondern auch andere **Menschen** zu seyn scheinen. Der Stoff, aus dem diese **Auserwählten** geformt sind, scheint ungleich schlech-

ter zu seyn, als jener, woraus die Menge genommen wird. Ihr allem Anschein nach eigner Prometheus unternimmt, wie es scheint, seine Bildnerei nicht, wie der allgemeine Menschenformer der Mythologie, in der freien Natur unter allen Thieren, sondern in einem Naturalienkabinet bei einer Insektensammlung, wo ihm also nur Insektentheile, und Insektenkräfte, und diese nur ausgedorrt, zu Gebothe stehen. Denn, wahrlich! die Wesen dieser Art sind überhaupt Schmetterlingen ähnlich, die klein, und zart dem Ei entfallen, daß sie zerbrechlich genug kocht, dann sich in die Puppe konventioneller Artigkeit einspinnen, welche sie vergänglich genug erhält, und endlich aus dem Puppenzustande in das eigentliche Leben entschlüpfen, daß sie schnell genug tödtet. Ihre Jahrszeit ist der Sommer. Den Frühling fühlen sie in den Gehäusen ihrer standesmäßigen Umwicklungen nicht, und den Herbst, und Winter erleben sie gewöhnlich nicht. Ihre Kräfte sind — die Kräfte, im Sonnenschein zu flattern, bereitete Genüsse einzuschlürfen, und ermüdet von den kleinen Bewegungen, und den geschwinden Genüssen schnell wieder, und meist sehr unsanft zu vergehen. Ihr Muth ist — der Muth, der wehrlosen Blume ihre Säfte zu rauben, sich auf dem bodenlosen Meer launenhafter Lüste ohne Leitung, und ohne Scheu, wie auf dem sichern Bette eines weichen Rasens, zu wiegen, und sich endlich in der geliebten Flut zu ersäufen. Ihre Thaten sind — ihre Entstehung, ihr Daseyn, und ihr Tod. Ich nehme hier freilich nur die unschul-

digsten Geschöpfe dieser Klasse. Es giebt aber auch schon einige darunter, dir ein bischen mehr Kräfte zeigen, und sich durch Verbrechen ankündigen, welche einen höhern Grad von Stärke vorauszusetzen scheinen. Allein selbst diese Verbrechen sind bei aller ihrer äußern Größe von innerlich kleiner Art. Die Kraft, welche sie begeht, ist so winzig, als die Folge, die sie hervorbringt, wichtig ist. Sie ist die Kraft, zu vergiften, die wir auch sonst an übrigens sehr schwachen Thierchen antreffen.

Wem da zu viel gesagt ist, der gehe hin, und sehe selbst. — Er sehe, wie die athmenden Traumgestalten dieser Klasse von Wesen in beständiger Ermüdung von Sopha zu Sopha wandeln, um von einer Ruhe in einer andern auszuruhen, — wie sie in beständiger Lüsternheit Leckerbissen auf Leckerbissen naschen, um sich durch vielfach versuchte Sättigung endlich einmal einen Hunger zu entlocken, dessen ihre kranke Schwäche nicht fähig ist, — wie sie in beständiger Langenweile von Spiel zu Spiel flattern, um in dem betäubendem Gewühl kleiner Leidenschaften das ermüdende Gefühl ihres Daseins zu vergessen, — wie sie in beständiger Unpäßlichkeit vor jedem Weste, und jedem Sonnenstrahl zittern, der ihnen so leicht Krankheiten, und Tod anhauchen, und anscheinen könnte. Er halte sich über das Leben dieser Zärtlinge ein Tagebuch, und zähle dann zusammen alle ihre Arbeiten an der Toilette, und am Filetküschen, und alle ihre Erholungen an den zahllosen Tischen ihrer kleinlichen Lüste, alle ihre Anstrengungen in den Kün-

sten üppiger Freude, und alle ihre Ruhepunkte in dem ihnen einzig möglichen Ernst ohnmächtiger Uebersättigung, alle ihre gesunden Augenblicke, und alle ihre Kränklichkeiten, Krankheiten und Tod, alle ihre Karnevalskräfte, und alle thatenleeren Stellen ihres Lebens! Wie wird die Rechnung ausfallen?

In Rücksicht der Stärke zeigt sich also unsern Blicken ein sehr trauriges Bild unsers Zeitalters. Beinahe gänzliche Unbrauchbarkeit der Kräfte bei einem beträchtlichen Theile der untern Stände, halbe Brauchbarkeit derselben bei dem meisten übrigen, und mehr oder weniger vollendete Entkräftung des bei weitem größten Theils der höhern Stände zeichnen uns in den meisten unsrer Zeitgenossen ein ausgeartetes Menschengeschlecht vor, daß von seiner ihm angestammten Naturstärke größtentheils nur noch das Andenken, übrigens aber im Bewußtsein seiner Schwäche nicht einmal mehr den Glauben übrig hat, die verschwundenen Kräfte wieder zurückrufen zu können. Das Einzige, was uns bei dieser gegenwärtigen Menschheit für die künftige trösten kann, ist, daß bei aller Verdorbenheit des Menschengeschlechts doch die unveränderliche Menschennatur nicht verdorben werden konnte, also jenem durch diese wieder emporgeholfen werden kann.

Ein kleines, und schwaches Menschengeschlecht ist auch ein sehr vergängliches. Unsre Sterblichkeit steht daher leider mit unsrer Kleinheit und Schwäche in ziemlich genauem Verhältniß. Wir haben in allen drei Fächern des Verderbens wenigst gleich stark zugenom-

men. Ueberschreitet aber die Sterblichkeit ihre Paralelle mit den beiden übrigen Uebeln, so geschieht es nur, um diese noch zu übertreffen. Die Mehrheit unsers Zeitalters ist nicht um die Hälfte der natürlichen Körpersgröße zu klein, auch nicht um die Hälfte der natürlichen Körpersstärke zu schwach. Aber sie ist um die Hälfte der natürlichen Lebensdauer zu sterblich. Die weit überwiegende Mehrheit der itzigen Menschen stirbt izt schon vor der halben Zeit, welche die Natur ganz für alle Menschen überhaupt zum Lebensziel festsetzte. Jeder gewöhnlich gut organisirte kann sein Leben über hundert Jahre bringen (*), und unsre Sterblichkeitslisten zeigen, daß von hundert Menschen nur sechs die kleine Zahl von sechzig Jahren überschreiten. Fünfzig davon sterben schon vor dem zehnten Jahre. Nur dreyßig erreichen das zwanzigste. Und vor dem dreyßigsten sind schon achtzig von dem Hundert vertilgt. Der geringste Grad von Sterblichkeit herrscht izt in solchen Gegenden, wo jährlich Einer von sechzig Einwohnern stirbt. Also ist selbst in solchen Gegenden die ganze Generation in sechzig Jahren ausgestorben, und selbst diese izt glücklichen Gegenden verliehren ihre Einwohner beynahe zweymal ganz, ehe die Zeit des für Alle bestimmten Lebensziels einmal abgelaufen ist. Uebrigens stirbt, wenn keine Kriege,

(*) Die Gründe dafür nachher. Auf alle Fälle hin bürgt aber für die Wahrheit unsrer schrecklichen Mortalität der einzige Umstand, daß von hundert Menschen nur sechs, nur sechzig Jahre alt werden.

Kriege, und Epidemien die Menschen Regimenter- und Familienweise fressen, auf dem Lande der vierzigste oder fünfzigste, und in großen Städten der fünf und zwanzigste, oder dreißigste. Gewöhnlich stirbt also die Menschheit in den meisten Orten fast drei- vier- fünfmal aus, ehe ihre natürliche Lebensdauer einmal vorübergeht. Beispiele von solchen Menschen, die sich dem allgemeinen Lebensziele mehr nähern, oder es gar erreichen, liefern uns gegenwärtig immer höchstens nur einzelne Familien, aber nicht ganze beträchtliche Gegenden. Die Mehrheit ist also hierinn ungemein weit zurück. Von Zehntausenden erreicht etwa **Einer** ein Alter von hundert Jahren. Indeß zeigt uns aber doch die Natyr auch izt noch, was sie könnte, wenn wir wollten. Haller fand in seinen Beobachtungen über das menschliche Alter tausend Beispiele von Greisen von hundert, und hundert zehn Jahren. Wenn ein solches Greisenalter eine Ausnahme der **Natur** selbst, und nicht blos eine **glückliche Unterbrechung** der allgemeinen **künstlichen Verdorbenheit** wäre, so wäre sie nicht so zahlreich. Die Natur macht nicht gerne viele Ausnahmen. Doch davon später!

Wir sind izt mit dem hohen Alter so unbekannt, daß man es im allgemeinen theils für **unmöglich**, theils für **fürchterlich** hält. Unser Zeitalter theilt sich nämlich hierinn in zwo größere Partheien. Die eine sieht in dem Alter ein **Glücksgut**, das seiner Natur nach nur einigen wenigen zu Theil werden kann.

Die andre sieht in selbem ein Uebel, dem man nicht sorgfältig genug ausweichen kann. Daher bemüht sich ein Theil unsrer Zeitgenossen gar nicht, ein Gut zu erreichen, dessen Erlangung für ihn so wenig Wahrscheinlichkeit hat. Er läßt sich von seinen Geschäften den Strom seines Lebens hinabtragen, ohne auf die Dauer seiner Fahrt viele Rücksicht zu nehmen. Da er diese nicht vorzüglich als das **Resultat seiner Bemühungen**, sondern als eine **Laune des Zufalls** betrachtet, so erwartet er es größtentheils blos von diesem, wie lange er auf seinem Fahrzeuge geduldet werden wird. Der andere Theil der itzigen Menschen verhält sich in Rücksicht des Alters nicht blos leidend, sondern zu thätig. Dieser überläßt seinen Nachen nicht blos dem Laufe des Lebensstroms, sondern **rudert** immer selbst mit aller Anstrengung vorwärts. Er erschrickt vor dem Gedanken, die Mündung desselben erst spät zu erreichen, und eilt also, so viel er kann, dort recht frühe anzukommen. Freilich werden die Mitglieder beider Partheien immer doch, aber vor der dazu bestimmten Zeit, alt. Sie werden es ihren **Kräften** nach, ehe sie es ihrer **Dauer** nach sind. So weit sind wir in der Sterblichkeit vorgerückt! So weit, daß wir es entweder nicht mehr für möglich, oder doch nicht für wünschenswerth halten, nicht so sehr sterblich zu seyn; — daß wir es also für sehr natürlich halten, uns frühzeitig **todt zu arbeiten**, oder für sehr **weise**, uns frühzeitig **todt zu schwelgen**.

Der **Vorrang der Sterblichkeit** gebührt, wenn man sie nach den Ständen klassifizirt, wieder, wie billig, den **höhern Ständen**, damit sich ja diese von allen Seiten von den niedrigen unterscheiden. Nach der **schrecklichen Sterblichkeit** unter den **Negersklaven**, von denen jährlich der fünfte, oder sechste, und unter den **Kindern** in Findelhäusern, wovon beynahe das zehnte stirbt, verdient gewiß die **Sterblichkeit in den höhern Regionen** des bürgerlichen Lebens den ersten Platz. Wenigst sind die Männer von zehn, und zwölf Jahren, und die Greise von zwanzig, und dreißig nirgends so zahlreich, als da.

So ist die Menschheit izt von ihrer **körperlichen** Seite beschaffen. Ist sie von ihrer **geistigen** besser? Zum Theil ist sie von dieser Seite **besser**, **zum Theil verdorbner**, aber auch darin, worinn sie besser ist, ist sie noch weit von dem Ziele ihrer Vollendung entfernt. Ehe wir diese geistigen Zustände durchgehen, wollen wir den **Mittelzustand** zwischen den blos körperlichen, und blos geistigen, nämlich den **Zustand der äußern Sinne**, überblicken.

Hier zeigt sich uns wieder ein sehr unangenehmes Bild. Es befindet sich zwar bei dem größten Theile unserer Zeitgenossen immer wenigst Ein Sinn noch in einem ziemlich guten Zustande. Unsre Landleute, und viele unserer Handwerker sehen sehr weit, und sehr scharf. Allein diese Schärfe des Gesichtes nimmt sich blos neben der künstlichen Verdorbenheit des Sehens in den höhern Ständen so sehr aus. Stellt man sie

neben die natürliche Schärfe des Gesichts der Wilden, so erscheint sie als das, was sie ist, als ein kleinerer Grad von Schwäche. Dann ist dieser Sinn auch der einzige, der bei der Mehrheit noch am wenigsten verdorben ist. Alle übrigen sind ungleich stumpfer. Die Lebensart dieser Stände, vorzüglich aber der Mangel an Aufmerksamkeit auf die andern Sinne, und die Unterlassung der Uebung derselben überziehen sie mehr, oder weniger mit einer Art von Rinde, welche ihnen ihre Empfindungen wenigst schwächt, wenn sie ihnen selbe nicht ganz nimmt. Man scheint in diesen Klassen der Menschen bei manchem Sinne meist gar nicht zu ahnden, daß die Natur mit der Ertheilung eines jeden Sinnes eine Absicht verband. Man glaubt also manchen Sinn blos dazu zu haben, um ihn zu haben. Man fühlt seine Unbrauchbarkeit kaum, und und tröstet sich über seinen Verlust selbst sehr leicht. Das Gehör, und der Geschmack stehen hier noch in einiger Achtung, obwohl man auch von ihnen keine sehr geschickten Dienste fodert. Das Gefühl aber, und der Geruch werden fast ganz vernachläßigt. Man ist zufrieden, wenn jenes nur die stärksten Eindrücke vor die Seele bringt. Und von diesem weis man gewöhnlich gar nicht, warum man ihn hat. Man bekümmert sich also auch nicht um ihn. Ist er von sich selbst thätig, so läßt man es ihn seyn. Man ist aber auch ganz gleichgültig, wenn er unthätig ist. Gewöhnlich sieht man in seiner Thätigkeit nur einen Grund, sich über seine Lästigkeit zu beschweren. Betrachten

wir nun auch noch die vielen Klassen der Handwerker, und Künstler, die mit der Schwäche der übrigen Sinne auch Schwäche der Augen vereinigen, oder doch den Werth, den ihnen die größere Güte eines Sinnes verschaft, stark genug wieder durch eine desto wichtigere Kränklichkeit der übrigen Sinne vermindern, — betrachten wir endlich noch die vielen Unglücklichen, denen irgend einer selbst der edlern Sinne entweder schon von Geburt aus, oder doch eine lange Zeit des Lebens hindurch ganz fehlt, alle die vielen Blind- und Taubgebohrnen, und Blind- und Taubgewordnen, deren Dasein wir unsrer Gewohnheit nach einem feindlichen Zufall zuschreiben, von welchem aber, die dem Zufall mehr preisgegebnen Wilden wenig, oder nichts wissen. Betrachten wir dieses alles; so giebt es gewiß einen sehr traurigen Anblick. Und doch ist das Gemälde noch nicht ganz. Die unangenehmste Gruppe desselben machen abermal erst wieder die höhern Stände. Diese zeichnen sich auch hier wieder zu ihrem Nachtheil aus. Nebst den verhältnißmäßig mehrern Beispielen, die sie zu der traurigen Sammlung jener Unglücklichen liefern, denen ein Sinn ganz mangelt, stellen sie auch ungleich mehrere, und größere Beispiele einer allgemeinern Sinnenschwäche ihrer Klasse auf. Wir wollen also hier nicht bei der gewiß großen Zahl einzelner Mitglieder verweilen, denen ein Sinn ganz gebricht, die aber, da für sie meist besser gesorgt ist, ihre Gebrechen nicht so, wie die Mitglieder der untern Stände, zur Schau herumtragen, also nicht so zahlreich zu seyn

scheinen. Wir wollen nicht der ganzen Familien erwähnen, in denen sich dergleichen Gebrechen oft seit langer Zeit schon auf alle Sprossen derselben forterben. Wir wollen nur die alltägliche **Verdorbenheit** dieser Klasse besehen, welche sie so wenig verheimlicht, daß sie selbe vielmehr überhaupt auch wieder in den **Rang ihrer Vorzüge erhebt.** Hier treffen wir nun **Augen** an, die bei ihrer kranken Empfindlichkeit von einem schwachen Grad von Licht schon beleidigt, und dann doch so wenig von der natürlichen Beleuchtung der Gegenstände berührt werden, daß sie denselben, wenn sie auch nur einige Spannen weit entfernt sind, fast immer auf ihren Glaskrücken entgegen hinken müssen. — **Ohren**, die bei einem nur wenig stärkern Geräusche schon zerreißen wollen, und dann doch zu stumpf sind, leisere Töne vor das Bewußtseyn zu bringen, — **Gefühlswerkzeuge**, die durch unbedeutende Eindrücke, wenn sie nicht alle Tage geschehen, erschüttert, und dann doch durch starke, die ihre Stumpfheit gewöhnt ist, kaum berührt werden, — und so alle **übrige Sinne**, immer bereit, bei mäßigen Anläßen in krampfhaften Zufällen zu vergehen, und doch unfähig, manche leichtere Berührungen weiter zu befördern. Auf den **untern** Ständen liegt großentheils **Stumpfheit** der Sinne. Die **obern** unterscheiden sich durch eine seltsame Vermischung von **Stumpfheit** und **kranker Empfindlichkeit.** Daher — alle die zahllosen Reitz- und Besänftigungsmittel, daher — aller der Aufwand mannigfaltiger Künste, die diesen Klassen für ihre Sinne

nothwendig sind. Der Mensch braucht, als **Mensch**, zu seinen fünferlei Arten von Empfindungen nur seine fünf Sinne. Aber als **verfeinerter Mensch** braucht er izt dazu noch eine große Menge anderer Dinge, durch deren Hilfe er dann das gewöhnlich nur halb empfindet, was er ohne denselben ganz empfinden könnte. Mehrere Fabriken müßen für ihn an Mitteln arbeiten, die Schwäche seiner Sinne zu **unterstützen**, und — zu **vermehren**.

Die Aussicht auf die **geistigen Zustände** unsers Zeitalters ist **tröstender**, wenn gleich noch lange nicht **beruhigend**. Wir erblicken hier wenigst theils eine verhältnißmäßig kleinere, theils eine solche Art von Verdorbenheit, die der Vollkommenheit näher liegt. Wir treffen **Theile** der Menschheit hie und da schon **wiedergebohren**, oder eben in dem **Zustande der Wiedergeburt**, oder den **Wehen** derselben ungleich näher an, als sonst. Freilich ist jeder dieser Zustände noch sehr unvollkommen. Was will man aber auch von den Zuständen der Entstehung fodern. Jeder Grad des Anfangs ist noch nicht selbst Vollkommenheit, sondern nur Annäherung zur Empfänglichkeit dafür. Will man ja von einem solchen Grade selbst schon eine Vollkommenheit verlangen, so kann es nur die negative seyn, derer er fähig ist, und die blos in der successiven Abwerfung der Unvollkommenheiten besteht, welche die werdende Vollkommenheit gebunden halten.

Den tröstendsten Anblick gewährt nun der Zustand der **Erkenntnißkräfte** eines großen Theils der gegen-

wärtigen Menschheit. Die alte dichte Nacht, die einst allgemein über den Erdkreis lag, ist verschwunden. An vielen Stellen dämmert es. Einigen ist die Morgenröthe aufgegangen. Ein Paar sehen gar das Gestirn des Tags schon an ihrem Gesichtskreis glänzen. Was man einst nicht ahndete, was man manchmal izt noch nicht möglich glaubte, ist geschehen. Die Strahlen von den nächtlichen Lampen der Weisen haben sich empor geschwungen, und haben da hoch über der Erde die Sonne der Wahrheit gebildet, die nun schon manchen Menschengeschlechtern zu leuchten beginnt. Manche Begriffe, die bestimmt schienen, auf den Stellen, wo sie erzeugt wurden, auch wieder vergehen zu müßen, sind nun schon sehr im Umlaufe, und kommen täglich mehr darein. Es zirkulieren unter einem größern Theile unsers Zeitalters mehrere Wahrheiten, und unvertilgbarer, als es die Schleichhändler des Irrthums wünschen, und glauben. Freilich ist der Absatz, den diese Betrüger von ihrer Contrebande noch machen, im Ganzen auch noch größer, als der Absatz der ächten Waaren der Weisen. Allein die rechtlichen Gewölber sind doch nun einmal geöffnet. Der durch öftere Collisionen immer mehr berichtigte Gebrauch der beiderseitigen Artikel wird zuerst die Wünsche der Käufer immer mehr berichtigen, und dadurch zuletzt mit der Zahl derjenigen, die betrogen seyn wollen, sogar auch die Zahl derjenigen vermindern, die betrügen wollen.

Doch, wir wollen izt nicht das Gute wissen, das wir zu hoffen, sondern das Böse, das wir noch zu leiden haben. Und da treffen wir dann ungeachtet der sich hier und da schon zeigenden lichten Stellen noch auf ungleich mehrere dunkle. Selbst in den schon neu beleuchteten Gegenden finden wir noch unzählige Gegenstände in dem langen Schatten verborgen, welche von dem erst aufgehenden Lichte unzertrennlich sind. Die vielen ganz finstern Regionen aber, wo man noch an den schwarzen mitternächtlichen Phantasiegestalten herumtappt, und die dem Lichte blos nähern, welche erst der graue Schein erreicht hat, der die kommende Dämmerung ankündet, nöthigen vollends zu dem Geständnisse, daß mit unserm erleuchteten achtzehnten Jahrhundert die vorigen finstern noch nicht aufgehört haben. Die Menschen haben hierinn die sonst unaufhaltbare Zeit zu fesseln gewußt. Sie haben in verschiednen Gegenden die verschiednen Jahrhunderte der Vorzeit aufbehalten, und so darf man nun manchmal nur einen Weg von einigen Meilen zurücklegen, um aus dem achtzehnten in das fünfzehnte, oder eilfte versetzt zu seyn.

Ueberhaupt ist die weit überzählige Majorität fast überall noch weit zurück. Sie besitzt zwar, wie schon bemerkt worden, an manchen Orten viele, an andern wenigst mehrere Begriffe, als sonst. Allein diese größere geistige Baarschaft ist nur ein kleiner Mangel in Rücksicht des einstmaligen größern. Sie ist aber noch keine hinreichende Wohlhabenheit. Jeder Mensch

soll die wichtigsten bürgerlichen Kenntnisse seines Standes, und die nöthigsten menschlichen seiner Gattung besitzen, um auf den Vorzug eines ganz entwickelten Verstandes Anspruch machen zu können. Wie viele besitzt er aber nun meist? Wie genau kennt er meist seinen Beruf, als Glied des Staats, und wie genau jenen, als Glied der Gattung, wozu er gehört? Wie genau kennt er die Mittel, die er zur Erfüllung dieses doppelten Berufs nöthig hat? Wie genau versteht er die zwo Künste: **Bürger** und **Mensch** zu seyn? Gewöhnlich treibt er die **erste** nur sehr **mechanisch**, und **nothdürftig**, und die **andre** — **gar nicht**. Er erhält in seiner Jugend ein paar dutzend Begriffe über das Fach des Lebens, für welches er zusammgeflickt wird, und wirthschaftet dann mit diesem armseligen Vorrath kümmerlich sein Leben durch, überzeugt, daß das, was man ihm gegeben habe, alles sei, was er besitzen könne. Er ahndet nicht, daß man anders, als durch **Geben** lassen, empfangen, daß man auch **selbst suchen**, und finden könne. Er bewahrt manchmal nicht einmal das Gegebene sorgfältig genug, und verwahrloßt so die Nothdurft gar zur Dürftigkeit. In jedem Fall dreht er sich aber sein Lebelang um einige wenige Begriffe, und um die alltäglichsten der alltäglichen Fertigkeiten seines Standes herum, und glaubt dann doch die Pflichten desselben erfüllt zu haben, weil er den Schild davon ausgehängt, und die **Aufnahmsgebühren** bezahlt hat. In den niedrigsten Volksklassen ist diese Armseligkeit

an bürgerlichen Berufskenntnissen verhältnißmäßig nicht so auffallend groß, als in den höhern. Wir haben verhältnißmäßig mehrere ihrem Platze gewachsene Taglöhner u. d. gl. als Lehrer, Aerzte, Richter u. s. f. Der ganze Hausrath von Kenntnissen und Fertigkeiten, welcher den niedrigsten bürgerlichen Stellen eigenthümlich nöthig ist, ist von selbst schon so armselig, daß ihn eine kleine Fähigkeit bei einem kleinen Fleiß leicht ganz erwirbt, und doch wird auch da oft noch die **natürliche** Armuth an Begriffen durch eine **willkührliche** vergrößert. Die **meisten** Beispiele von bürgerlicher Unbrauchbarkeit liefern die **höhern**, und diejenigen Stände, die diesen näher liegen. Schon die an die Künstler gränzende Handwerker reichen mit ihren Kenntnissen gewöhnlich nur zur Noth aus, unterliegen aber in einem wenig ungewohnten Falle sehr oft schon ihrer Unwissenheit. Viele Künstler kennen nur den **Körper** ihrer Kunst, und erniedrigen so, ohne Sinn für den **Geist** derselben, also blos mit sinnlichen Begriffen, und mechanischen Fertigkeiten ausgerüstet, ihre **Kunst** zum **Handwerk**, das nicht einmal, wie ein anders Handwerk, **andern nützen**, sondern blos sie selbst ernähren kann. Die sogenannten **Bediensteten** endlich liefern verhältnißmäßig die **meisten** Beispiele von bürgerlicher Unbrauchbarkeit. Denn, wahrlich! wenn man nicht wüßte, wie es mit den Verleihungen der Stellen in dieser Sphäre des Staats zugeht, so sollte man glauben, ein regelloser **Westwind** treibe von Zeit zu Zeit die Bedienstungen, wie

Sand und Staub, über unsere Köpfe her, und lasse sie nach seinen grundlosen Launen bald da, bald dort herabfallen, und da füge es sich dann, daß auf jenen Kopf ein Pirett falle, auf welchen ein Rasquet gehöre, und auf einen andern ein Federhut, auf welchem eine Taglöhnersmütze besser stünde. Selten findet man daher den Kopf mit seiner Bedeckung übereinstimmend, selten den Mann für die Stelle geschaffen, die er einnimmt, weil dieser Mann gewöhnlich die Stelle als für sich geschaffen betrachtet, damit sie ihn ernähre. Die Meisten sind nur wegen dem Amt ängstlich, das sie füttern soll, aber nicht wegen den Kenntnissen, mit den sie es versehen können. Man kennt die Vorbereitung, mit der sie sich gewöhnlich dazu fähig zu machen suchen. Sie bringen in den Häusern, die man Schulen nennt, so viele Jahre zu, als nothwendig sind, um das gehörige Körpermaaß zu erreichen, oder doch einen baldigen Bart erwarten zu können, machen sich da mit einigen Nämen, die sie einst, und mit Sitten, die sie nie brauchen, bekannt, und drängen, oder schleichen sich dann in die Stellen ein, für deren Arbeiten sie sich tauglich glauben, weil sie sich für den Genuß der Vortheile derselben tauglich fühlen. Die Bessern sammeln sich wirklich einige brauchbare Kenntnisse für irgend Ein Fach des Staats, fallen aber dann, ehe sie es vermuthen, im Leben selbst in ein ganz entgegengesetztes hinein, für welches sie sich vielleicht so wenig, als für eine Reise in den Mond, equipirt haben. Diejenigen Bes-

sern, die auch zugleich glücklicher sind, und die Stelle erreichen, für welche sie sich vorbereiteten, diese begnügen sich dann nicht selten mit ihren Vorbereitungskenntnissen, und bleiben, da die Stelle, und nicht die **Vollkommenheit** derselben **ihr** Ziel war, auf dieser stehen, anstatt in ihr noch fortzurücken. Die fragmentarischen, unverdauten, also meist noch halbleblosen Schulkenntnisse, die dem **Lebensstudium** blos zur **Einleitung** dienen sollen, sind ihnen schon **Vollendung**. Sie genießen, was sie brauchen. Sie glauben also auch alles, was sie brauchen, zu **wissen**. Die Besten endlich, die sowohl durch ihre Vorbereitung als durch ihre nachherige immerwährende Vervollkommung das Amt **sich** verbinden, anstatt sich, wie die andern, **dem** Amte verbindlich zu machen, sind so selten, daß sie gegen die Mehrheit der übrigen in keinem merkbaren Verhältnisse stehen. Wenn man nun überdieß noch die meisten Mitglieder der **höchsten** Stände betrachtet, die entweder gar **keine** Aemter, oder nur **metaphorische**, oder von den eigentlichen nur die **Titel** besitzen, die also gewöhnlich auch gar keine Berufskenntnisse haben, außer man beehrt die paar Begriffe mit dieser Benennung, die sie von der ihnen eigenthümlichen Etiquette und Schwälgerei zeigen, so schmilzt der so sehr gerühmte **Reichthum** an Kenntnissen, zu dem wir unserm achtzehnten Jahrhundert immer Glück wünschen, weil ihn einzelne Zeitgenossen desselben besitzen, in eine noch sehr drückende **Armuth** des **Zeitalters** zusamm, so muß man mit

Bedauern bewundern, wie man sich bei so großen Vorräthen von Kenntnissen doch im Allgemeinen noch mit so Wenigem begnügen, wie man im Ueberflusse oft sogar darben könne. Man sieht im Menschen, wenn man ja etwas in ihm sieht, izt noch immer gewöhnlich nichts, als den **Bürger**, bildet gewöhnlich nichts, als diesen, und es geht dann doch aus dieser Bildung wieder gewöhnlich **kein Bürger**, oder ein sehr unbrauchbarer, es geht ein **Mittelding** zwischen einem Bürger und einem Menschen hervor.

Dieser im Ganzen herrschende Mangel an den **besondern bürgerlichen** Kenntnissen wird durch einen noch größern an den **allgemeinen menschlichen** noch drückender. Für jene haben wir wenigst einigen **Unterricht**, aber für diese im Ganzen noch keine **Erziehung**. Noch mehr! wir haben dazu nicht nur keine Hilfe, sondern auf allen Seiten noch Hindernisse. Lehren und Beispiele bemühen sich hier, die Wahrheit, statt sie zu zeigen, sogar noch zu **verbergen**. Man träumt im Allgemeinen von dem, was im Menschen menschlich, und außer ihm blos für seine Menschheit da ist, noch kaum, und läßt man sich ja manchmal davon träumen, so ist es auch nicht mehr, als geträumt. Man ist hierinn so weit zurück, daß man es für ungereimt hält, im Ganzen weiter vorwärts seyn zu wollen. Wenn gefodert wird, daß alle Menschen ihren Körper, und ihren Geist, und die nothwendigsten Beziehungen derselben aufeinander, und auf die Dinge außer sich — überhaupt kennen sollen, so ruft man fast

allgemein mit spöttischem Erstaunen entgegen: Sollen denn alle Menschen **Medizin** studiren? Sollen sie alle — **Gelehrte**, und **Philosophen** werden? — Man betrachtet daher noch immer das Ganze, den **Menschen**, wie einen **Theil**, wie den **Bürger**, und überläßt die blos menschlichen Kenntnisse, wie die bürgerlichen, gewissen besondern Klassen. So wie man nun gewisse Stände hat, welche für die übrigen das Kleidermachen, das Wohnungen bauen, u. d. gl. verstehen müßen, so hat man auch gewisse Stände, welche für die andern das **gesund** seyn, das **verständig** seyn, das **gut** seyn, verstehen müßen. Braucht man ein **Kleid**, so geht man zum **Schneider**. Braucht man **Gesundheit**, — **Wahrheit**, — **Tugend**, so geht man zum **Doktor**, zum **Gelehrten**, zum **Prediger**. Man flickt sich zwar auch manchmal im letzten Falle selbst etwas zusamm, weil an diesen Dingen so viel nicht liegt, als an einem Kleide. Da aber das Machwerk gewöhnlich gar zu unbrauchbar wird, so muß man sich zuletzt meist doch noch an die zunftgerechten **Meister** selbst wenden. Nun verkaufen aber auch diese sehr oft nur verfälschte Waare, oder es geht ihnen doch ihr Waarenlager aus, und die betrogne, oder hilflose Menge muß sich mit **unächtem Gute**, oder, was doch noch besser ist, wenn es schon nicht so scheint, mit **gänzlichem Mangel** begnügen. Es ist daher hierinn so weit gekommen, daß alle Waarenartikel dieser Art, obwohl sie die **wichtigsten** sind, im Ganzen für die **unbedeutensten** gehalten werden.

Man ist überall sorgfältiger, als in den blos menschlichen Angelegenheiten. Man kennt und schäzt alles mehr, als den **Menschen**. Belege zur Rechtfertigung dieser Behauptung sind die fast allgemeine **Unkunde** des menschlichen Körpers sammt der wichtigsten Anlässe, ihm zu schaden, und der Mittel, sich vor Schaden zu hüten. — Die allgemeine **Unbekanntheit** mit den nächsten Naturprodukten, welche nicht blos den **Bürger**, sondern den **Menschen** angehen. — Die allgemeine **Unwissenheit** der nöthigsten Beziehungen des Menschen auf den Menschen, und auf die Dinge außer ihm, und dieser Dinge aufeinander, — der daraus entstehende **mannigfaltige** Aberglaube an scientivische, **politische**, und **religiöse** Gespensermährchen, — die allgemeine sich selbst **mistrauende** Schwäche der wichtigsten Sittlichkeitsbegriffe, die sich so gerne in die Gängelbande eines Jeden wirft, der sich zur Einleitung darbiethet.

Die Verdorbenheit unsers Zeitalters in Rücksicht seiner Kenntnisse ist also ungeachtet der **theilweisen** Aufklärung, und der zerstreuten Vorzeichen einer künftigen **allgemeinen** noch, wie wir gesehen haben, sehr groß. Und wir haben doch noch nicht die ganze Verdorbenheit dieser Art gesehen. Wir haben nur den seichten, oder getrübten **Bach**, aber noch nicht die magere, oder unlautere **Quelle** betrachtet. Die Erkenntnisse sind ihrer Ausdehnung nach sehr beschränkt. Allein die Erkenntnißkräfte sind es ihrer **innern Macht** nach noch mehr. Man **weis wenig**, aber

man

man denkt noch weniger. Man läßt andre denken, und glaubt ihnen das blos nach, was sie vorgedacht, oder wenigst vorgesagt haben. Ein großer Theil ist zu bequem, seine Erkenntnißkräfte selbst zu gebrauchen, ein anderer zu muthlos. Der erste braucht höchstens die Auxiliarkräfte des Verstandes, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, den Witz u. s. f. Der andere hält es — wenigst in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit — für einen gotteslästernden Frevel, diejenige Kraft zum Selbstdenken zu gebrauchen, die Gott zum Selbstdenken gab. Jener erblickt in dem Verstande einen grämlichen Sonderling, der immer mit seinen diktatorischen Wahrheiten angezogen kömmt, und aus Mangel an Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit gegen die Launen des Herzens unbrauchbar für die Geschäfte des Lebens wird; — dieser — den gefährlichsten Feind, den ein böses Prinzip unter die Gaben des guten Gottes mischte, um die Glückseligkeit der Geschöpfe zu zerstören, deren Entstehung es nicht verhindern konnte. Nur ein kleiner Theil unsers Zeitalters braucht seine Erkenntnißkräfte in den besondern bürgerlichen Verhältnissen selbst, und nur der kleinste auch in den allgemeinen menschlichen. Der bei weitem größte behilft sich in den einen, wie in den andern, mit den Denkmaschienen, welche ihm von fremden Kräften verfertigt werden. Hierinn ist nun freilich von denen, welchen das Denkmonopol am Herzen liegt, überflüßig gesorgt. Der Vorrath von psychologischen Krücken, Schau-

ckeln, Tragsesseln, Steckenpferden, und Fahrzeugen aller Art ist unbeschreiblich. Dafür ist es aber auch eben so sehr der Vorrath von gelähmten Seelenkräften. Wären geistige Gebrechen so sichtbar, wie körperliche, welchen Anblick würde unser Zeitalter darbiethen? Selbst die **Wahrheiten**, die izt statt mancher ehemaligen **Irrthümer** unter der Menge zirkuliren, sind keine Resultate einer eignen Kraftanwendung derselben, sondern größtentheils blos glücklichere Nachklänge besserer Vortöne. Selbst die an sich richtigen **Urtheile** der Menge sind für sie meist noch nichts, als **Vorurtheile**. Sie glaubt izt Wahrheiten, wie sie einst Gespenstermährchen glaubte. Sie **denkt** aber jene izt so wenig, als sie einst diese dachte. Freilich werden die ersten endlich auch das Selbstdenken wecken, das die Zwoten nie gethan hätten. Doch, was erst **werden** soll, das ist noch nicht. Und wir wollen izt vor der Hand nur dieses wissen.

Die zwote, den Menschen leitende, Kraft, das **Gefühl**, ist in keinem bessern Zustande, als die erste, der Verstand. Obwohl unser Jahrhundert auch in Rücksicht dieser Kraft vor vielen vorgehenden den Vorzug behauptet, so ist dasselbe doch auch hierinn wieder im Ganzen fast noch so weit zurück, als es in einzelnen Theilen voran ist. Auch hier treffen wir wieder nur in einzelnen Zeitgenossen Vollkommenheit, in dem Zeitalter aber erst den Gährungsstoff dazu, oder an manchen Stellen gar nur entfernte

Vorbereitungen zur Aufnahme des Gährungsstoffes an. Die alte Wildheit ist größtentheils verschwunden. Man beuth keine stumpfsinnigen Glieder mehr kalt der erfinderischen Grausamkeit zu schrecklichen Martern dar, und man weidet die Blicke nicht mehr so allgemein an fremden Martern. Man fühlt izt meist wenigst die stärkern Schläge des Schmerzens, sie mögen einen selbst, oder andere treffen. Das ist aber im Ganzen auch alles. Die wilde Unempfindlichkeit gegen die stärksten Eindrücke ist überhaupt verscheucht, die kalte aber gegen starke, und schwächere ist großentheils noch geblieben. Die sinnreichsten Marterwerkzeuge, welche die dumme Grausamkeit einst als psychologische Zwangsmittel zur Entdeckung der Wahrheit angab, rosten nun in ihren Mordwinkeln ihrem Untergange entgegen, und schrecken schon durch ihren bloßen Anblick die Zuschauer, die sonst ihr Gebrauch kaum schreckte. Allein die weniger kunstreichen Qualinstrumente behaupten noch hie und da ihre usurpirten Rechte. Harte Quäler treiben auch izt noch ihr schreckliches Richterhandwerk, und finden, leider! auch izt noch oft — noch härtere zu Quälende, die ihren Peinen mit stumpfer Empfindung trotzen, und noch härtere Zuschauer, die denselben mit noch stumpferm Gefühl, und mit einer schrecklichen Neugierde zusehen. Wenn wir aber auch alle diese unsinnigen Qualen gegen zweifelhafte Verbrecher übergehen wollen, so zeigen uns die Strafen gegen wirkliche ein nur weniger häßliches Bild. Neben dem, daß hier

das Misverhältniß der Strafe zum Verbrechen noch sehr oft von der Härte des Gesetzgebers zeugt, der die Strafe angab, zeugt auch die Gleichgiltigkeit bei ihrer Vollführung noch öfter von der Härte derjenigen, die sie vollstrecken, leiden, oder ansehen. Noch sind zu viele Gesetze mit Blut geschrieben. Noch unterscheiden sich zu viele Richter zu wenig von den Untervollstreckern dieser Blutgesetze: Und noch sind dergleichen Blutexekutionen zu sehr Volksschauspiele, in welchen die Menge das sie allein noch lebhaft reitzende Phänomen eines gewaltsamen Todes begaft, und noch nur zu oft an der stumpfen Härte des zu Tödtenden eine fürchterliche Lehre nimmt. Noch mehr! sogar die schrecklichen Kräfte älterer Wildheit sind noch nicht ganz von unserm Zeitalter gewichen. Sie schlafen nur, und werden manchmal noch durch unglückbringende Zufälle geweckt. Die neuesten Schreckenereignisse in Ost und West überzeugen uns fürchterlich davon. Fehlte vielen dabei handelnden Personen zum Karakter von Kanibalen noch was anders, als der Appetit, die Schlachtopfer auch zu fressen, die sie schlachteten?

Der bessere Theil unsers Zeitalters, der gegen körperliche eigne, oder fremde Leiden nicht mehr so abgestumpft ist, ist es wenigst noch, mehr oder weniger, gegen geistige. Für diese giebt es im Ganzen noch gar nicht einmal den Sinn. Man scheint im Allgemeinen noch gar nicht zu ahnden, daß die Seele so schmerzlich, als der Körper, verwundet werden könne, daß es also geistige, wie körperliche Martern gebe.

Man kennt gegen Seelen kein Mitleid, und keine Grausamkeit, die poetischen Zufälle ausgenommen, wo ein erhörter, oder unerhörter Romanheld seine Geliebte mitleidig, oder grausam schilt. Im wirklichen Leben wird der Regel nach in allen Ständen mit den zartesten Naturgefühlen, wie mit Wurfscheiben gespielt, die man, ohne daß sie es empfinden, nach den verschiednen Zielen wirft, welchen ihnen der Zufall jedesmal aufstellt. Oder mit welcher Schonung behandelt man denn überhaupt die Gefühle der Ehrliebe, der Wohlthätigkeit, der Dankbarkeit, des Zutrauens, der Freundschaft, der Reue, der Bescheidenheit, der kindlichen, älterlichen, und ehelichen Liebe? Mit welcher Zartheit geht man mit der Unschuld, mit der Armuth, mit dem Unglücke, mit dem Alter um? Wendet man nur den tausendsten Theil der Aufmerksamkeit auf die Behandlung geistiger Empfindungen, die man auf die Behandlung körperlicher wendet? Nach unsern Gesetzen zu urtheilen, muß diese Aufmerksamkeit unter dem gehorchenden Theile unsers Zeitalters beinahe keine seyn, da sie unter dem Gesetzgebenden nur wenig mehr, als keine ist. Haben wir für jedes Tausend von Gesetzen für körperliche Angelegenheiten nur Eines für geistige?

Noch einen Beweis der allgemeinen Stumpfheit des Gefühls giebt die noch sehr allgemeine Unempfindlichkeit für die leisern und reinern Naturfreuden. Der ungleich größte Theil unsers Zeitalters geht die sanftfließenden Quellen natürlicher Glückseligkeit vor-

über, ohne ihr Dasein zu hören, und das seinige damit zu beglücken. Er hört nur die knarrenden Brunnen mehr oder weniger **sinnreicher Künste**, an denen sich die Langeweile mit so vielem Geräusche müde pumpt. Nur Wenige holen sich an schönen Morgen, und Abenden, vom Felde und Walde, aus dem Teiche und aus dem Bache, oder im Kreise edler Menschen aus den heiligen Empfindungen der Geselligkeit, der Freundschaft, der Familie, Ruhe von den Anstrengungen ihres Berufs, und gefühltere Glückseligkeit. Die **Meisten** rauben sich nur bei den gedrängevollen Spenden armseliger Conventionsfreuden **Betäubung**, und **neue Ermüdung**. Die **Wenigsten** fühlen die **sanftern** Berührungen der Freude. Die **Menge** wird erst durch stärkere Erschütterungen zum gewunschnen Halbgefühl ihres Daseins aufgerüttelt. Erst die lebhaftere Hätze aller ihrer wilden Begierden treibt ihre Sinnlichkeit in dem Taumel herum, den sie Glück nennt. Daher findet der **vornehmere** und **reichere Pöbel** nur in **Assambleen**, und der glanzlose ärmere nur in **Zechstuben** das gesuchte lermvolle Bewußtsein seiner Existenz. Daher jagt jener so gerne durch wohllüstige **Operntöne**, und dieser durch die wilder schnarrende **Kirchweihmusik** seine unbändigen Begierden zum tosenden Gewühl eines empfundnern Daseins auf. Daher erstickt, oder ersäuft jener seine Langeweile, und seine Sorgen am **Pharaotisch**, und im theuren **Weinrausch**, und dieser mit der **gemeinern Karte**, und im **wohlfeilern Krug**. Jeder fühlt sich nur in

einer Art von Aufruhr seiner Leidenschaften von den heftigen Schlägen und Stößen derselben stark genug gereitzt.

Es giebt zwar izt auch schon viele feinsinnigere Zeitgenossen, die also auch das feinere Spiel sanftere Neigungen empfinden. Allein der größte Theil dieser gefühlvollern Menschen zeichnet sich wieder durch eine andre Art von Verdorbenheit aus. Wenn der härtere Theil unsrer Zeit zu stumpf ist, so ist der weichere meist zu reitzbar. Was jener nicht fühlt, fühlt dieser zu sehr. Jener will durch heftige Eindrücke immer in einen Aufruhr von Empfindungen versetzt werden. Dieser wird es durch schwache schon immer. Die Lebensgeschichte seines Vogels greift diesen stärker an, als jenen die Lebensgeschichte seines Freundes. Das Schicksal seines Schooßhundes kann ihn zur Verzweiflung bringen, kann ihn gegen sein eignes, und gegen das Schicksal seiner Angehörigen verschließen. Gewöhnt an die Atmosphäre der Romane kann er nur Rosendüfte athmen, nur im lauen Dunstkreis des Frühlings ausdauern. Die groben Wechsel des Sommers und Winters im wirklichen Leben tödten ihn. Er vergeht unter der unsanftern Berührung der Lebensluft, die so sehr gegen die Regeln seiner Dichterwelt, und seiner daraus hergenommenen Seelenorganisation verstößt. Es ist traurig, diese unglücklichen Fremdlinge unter ihren übrigen mehr oder weniger einheimischen Mitbrüdern zu sehen. Für einen andern Planeten geschaffen martern sie ihr Da-

sein auf dem unsrigen in einem stäten Kampfe mit unsern körperlichen und geistigen Elementen fort, stoßen sich an jeder noch so kleinen Unebenheit, verwunden sich an jeder fühlbaren Rauheit, verlieren den einen Theil ihres kleinen Lebens in Schmerzen, den andern in Ohnmachten, und sterben endlich nach vielen poetischen Todesfällen wirklich — satt von Freuden, die sie nicht gefühlt, und von Leiden, welche sie sich erträumt haben.

Welcher Anblick! bei einem Theil unsers Zeitalters ist das Gefühl todt oder lahm, bei dem andern krank. Genius der Schönheit und Anmuth, der du Griechenlands glückliche Bewohner einst so richtig zum reitzendem Ebenmaaß von Schönheit und Würde begeistertest! Wann wirst du auf die verwaiste Erde wiederkehren? Sieh! Es lodert ja auch izt schon wieder manchmal ein Opferfeuer auf deinem Altar, aber freilich nur von einem seltnen Edlen angezunden. Die Generation kennt deinen Dienst noch nicht. Höre aber nur, wie du es einst thatest, indeß auf die Bitte des Seltnen, und hauche die Menge an, damit auch sie dir wieder opfern!

Von dieser Beschaffenheit des Erkenntniß- und Gefühlsvermögens kann man auf die Beschaffenheit des Begehrungsvermögens schließen. Wenn die leitenden Kräfte unrichtig, oder wenigst nicht weit genug leiten, wie kann die zu leitende Kraft den rechten Weg treffen? Begriffe oder Gefühle bestimmen die Begehrungen. Sind also jene verdorben, so

so müßen es diese auch seyn. Man liebt und will unrichtig, wenn man unrichtig denkt und fühlt. Wir wollen hier vorzüglich nur den edlern Theil unsers Begehrungsvermögens betrachten, der durch die Vernunft bestimmt wird, und Wille heißt. Der andre, den blos das Gefühl bestimmt, hält mit dem Gefühl so offenbar gleichen Schritt, daß es nicht nöthig ist, bei ihm noch besonders stehen zu bleiben. Wir untersuchen daher izt den gegenwärtigen Zustand unsrer Sittlichkeit.

Hätten wir Listen über die Moralität, wie über die Mortalität unsers Zeitalters, so würden wir über unsere gegenwärtige moralische Sterblichkeit ungleich mehr erschrecken, als über unsre physische. Die moralische Geburt des Menschen geschieht, wie bekannt ist, erst lange nach seiner physischen. Wenn er nämlich schon lange zu seiner Existenz in der Natur gebohren ist, wird er erst durch seine Erziehung zur Existenz in der Welt der Sittlichkeit gebohren. Neben dem nun, daß es izt in Rücksicht des sittlichen Daseins ungleich mehrere Todtgebohrne giebt, als in Rücksicht des körperlichen, herrscht, leider, auch unter denen noch, welche diesem Tode vor, oder in der Geburt entgehen, eine ungleich größere Sterblichkeit. Die sittliche Atmosphäre unsers itzigen Lebens ist so verdorben, daß sie die meisten der wenigen Glücklichen die lebendig in sie eintretten, früher oder später, immer aber schnell genug ansteckt, und ihr moralisches Leben auflöst, ehe ihr physisches aufgelöst ist. Nur

einige Seltne entrinnen mit ihrer ungewöhnlichen geistigen Lebenskraft diesem vielfachen Tode.

Wenn ich auf diese Art unserm Zeitalter eine allgemeine Sittenverdorbenheit vorwerfe, so werfe ich ihm deswegen keine allgemeine Lasterhaftigkeit, noch weniger eine allgemeine Bosheit vor. Tugendlosigkeit ist weder dieses, noch jenes. Sie ist Mangel an Sittlichkeit, und das ist es, wessen ich unsre Generation hier überhaupt anklage. Es giebt in der Unsittlichkeit Grade. Der von der Sittlichkeit entfernteste Grad ist jener, auf welchem man bei kaltem Blut, ich möchte sagen, von kalten Leidenschaften erstarrt, und durch einen größern, oder kleinern Unglauben an das Sittengesetz gegen seine Einflüsse unempfindlich gemacht, demselben kalt und ungerührt entgegenhandelt. Dieser Grad heißt Bosheit. Ein näherer ist der, auf welchem man bei erhitztem Blut, durch warme Leidenschaften gespornt, und durch die aufgebrachte Sinnlichkeit jedesmal in eine Vergessenheit des Sittengesetzes eingewiegt, die Schranken gewöhnlich überspringt, die dasselbe aufstellt. Dieser Grad ist Lasterhaftigkeit. Der nächste endlich ist derjenige, auf welchem man bei einer glücklichern Temperatur des Bluts, durch gemäßigtere Leidenschaften getrieben, und durch eine nicht mehr so ganz unbändige Sinnlichkeit beherrscht, größtentheils innerhalb den Schranken des Sittengesetzes bleibt, aber dieses eben nicht aus Achtung für dasselbe, sondern aus dem allgemeinern Zufall freundlicherer Um-

stände, also auch nicht immer thut. Dieser Grad ist Sittenverdorbenheit. Die Gränzlinien dieser Grade sind schwebend. Sie fließen also oft wechselweise in die gegenseitige Bezirke hinein, und feindliche Verhältnisse können wegen der hier allgemeinen Grundlosigkeit manchmal den, welcher auf dem nächsten Grad steht, leicht auf den entferntesten zurückwerfen. Auf den mittlern wird er öfter hinüber gespült. Diesen zuletzt angegebnen Grad von Unsittlichkeit nun, meine ich, wenn ich die allgemeine Unsittlichkeit unsers Zeitalters rüge. Ich verkenne die Annäherung desselben zur moralischen Veredlung nicht. Ich bemerke nur seine noch vorhandene Entfernung vom wirklichen Sittenadel. Ich läugne nicht, daß manche sehr zerstörende Verbrechen und Laster, wie manche unheilbare Krankheiten, fast ganz verschwunden, und anderer weniger geworden sind. Ich behaupte nur, daß an die Stelle der verschwundenen — unschädlichere, und an die Stelle der verminderten statt der wirklichen Tugenden nur Temperamentstugenden, und Tugenden freundlicherer Zufälle, und Verhältnisse getretten sind. Unser Zeitalter ist im Ganzen, ein paar vorübergehende durch gewisse Werkzeuge der Hölle bewirkte Anfälle alter Wildheit abgerechnet, nicht mehr so wild und roh, als die meisten vorgehenden. Es ist für die Stralen der Wahrheit empfänglicher, und den Einflüssen menschlicher Empfindungen offner, aber von jenen überhaupt noch nicht erleuchtet, von diesen noch nicht durchdrun-

gen. Es ist reiner und milder, aber noch nicht rein und mild. Es giebt Zustände, die besser sind, als viele andere, und die doch noch nicht gut sind. Die Flur bei der Ankunft des Frühlings, hin und da noch mit Schnee belegt, an andern Stellen offen, und umgegraben, bereit den Samen aus den Händen des Säemanns aufzunehmen, auf einigen wenigen Plätzen schon mit kleinen Keimen geschmückt, im Ganzen nicht mehr erstarrt, die paar beeisten Schlupfwinkel verscheuter Nachteulen ausgenommen, übrigens aber, außer einigen sorgfältiger gepflognen Glasbetten fleißigerer Anwohner, überhaupt noch öde, oder mit überwinterndem, und schnell aufschießendem Unkraut, woran aber eben die Hand des Ausreuters liegt, besetzt, diese Flur ist das Symbol unsres Zeitalters in Rücksicht seiner Sittlichkeit.

Die meisten unsrer Zeitgenossen (die kleinern Häufchen der Besten und Schlimmsten machen überall Ausnahmen) theilen sich in zwo größere Partheien, wovon die eine ihre Tugenden in die Beobachtungen gewisser willkührlicher Gebräuche, die andre in die Anwandlungen schöner Gefühle setzt, welche beide ganz löblich, und liebenswürdig seyn mögen, wenn man mit ihnen auch löbliche, und liebenswürdige Thaten verbindet. Beide Theile haben also ihre Tugenden auf müßige Seelenstimmungen zurückgebracht, jene auf frömmelnde, diese auf empfindelnde. Beide haben sie zu einem Gedanken- und Empfindungsspiel gemacht, das die einen bei ihrer Aengstlichkeit über ihr

Schicksal im künftigen Leben tröstet, die andern bei ihrem Streben nach Genuß in diesem — unterhält. Beide befriedigen daher nur ihre Leidenschaften, die ersten ihre Furcht vor dem Tod, und vor den Leiden nach demselben; die letzten ihre Liebe zum Leben, und zu den Freuden desselben. Feuert jenen die Hölle nicht so heiß, und nicht so lange an, und bewirthet diese mit andern Freuden, die der Sittlichkeit weniger gemäß, und für ihre Neigungen schmeichelnder sind, und seht zu, wie lange selbst diese ihre müssige Moralität bestehen werde! Wir erfahren es ja, leider! nur zu sehr, wessen die gereitzte Andacht in den öftern Anfällen der Vergessenheit künftiger Strafen, oder im Bewußtsein der vielfachen gegenwärtigen Präservative dagegen, und wessen die gereitzte Empfindelei in den öftern Anfällen ihrer Wuth nach Genuß, oder im Bewußtsein der allgemeinen menschlichen Schwäche, fähig sei. Wie klein ist der Kreis, in welchem die Frömmigkeit wirklich heilig und die Empfindsamkeit wirklich edel ist? Wie leicht legt jene ihre Heiligkeit, und diese ihren Edelmuth ab? Es ist ja bekannt, daß die nämliche Menschen, deren Heiligkeitsgeruch in der Kirche einen goldnen Schein um das Haupt zu fodern schien, zu Hause wieder ganz gewöhnlich riechen, — daß die nämlichen Menschen, deren dichterische Begeisterung über einen Roman ätherische Wesen ankündete, im Leben wieder ganz alltägliche Geschöpfe von Thon sind, — daß man sich manchmal sogar noch glückwünschen darf, wenn man in

den Engeln des Lichts — keine Engel der Finsterniß, in den Luftgestalten — keine Raubthiere, sondern bloße Werktagsmenschen findet.

Sinnlichkeit ist daher noch immer der Charakter des itzigen Zeitalters, wie sie es der vorigen war. Nur ist diese Sinnlichkeit itzt überhaupt schon durch bessere religiöse Einwirkungen wenigst ein wenig mürber gemacht, oder durch bessere ästhetische wenigst ein wenig mehr verfeinert. Allein die angegriffene Sinnlichkeit ist noch nicht die bezähmte, die erweichte, noch nicht die gebildete. Und bezähmt, und gebildet muß sie doch seyn, damit die Sittlichkeit neben ihr wohnen kann. Wir finden nur deswegen so viele Ursache, unserm Zeitalter zu seiner moralischen Veredlung so sehr Glück zu wünschen, weil wir immer gewohnt sind, das, was ist, mit dem zu vergleichen, was war, anstatt mit dem, was seyn soll. Ist denn aber nur das vergangene Seyn der Maaßstab des gegenwärtigen? Giebt es nicht einen ewigen zeitlosen Maaßstab für das Seyn in jeder Zeit? Sind wir deswegen schon tolerant, weil wir keine Ketzer mehr braten? Deswegen schon edel, weil wir manchmal in eine edle Extase gerathen? Die Menschen sind nicht mehr, was sie waren. Das ist alles. Sie sind aber noch lange nicht, was sie seyn sollen. Die Menschen sind, um mich so gelinde als möglich auszudrücken, nicht mehr die vorigen willenlosen Sklaven ihrer Sinnlichkeit. Sie sind aber noch die getreuen Unterthanen derselben. Und sie sollten doch ihre Be-

herrscher seyn. Sie haben größtentheils die Ketten zerbrochen, welche sie einst daran fesselten. Aber sie haben sich dafür mit Banden hingebunden. Bande sind leichter zu zerreissen, als Fesseln. Allein sie werden auch leichter geduldet, und sind nur wenig unentehrender. Noch immer opfert also der Mensch der Sinnlichkeit, was er nur der Sittlichkeit opfern soll. Die im Ganzen izt festern Verhältnisse bestimmen glücklicherweise seine Göttinn gewöhnlich nur zu gerechten, oder doch gleichgiltigen Foderungen. Und so haben wir es dann nicht dem Geist unsrer Tugenden, sondern dem Geist unsrer Zeiten zu danken, daß ihr überhaupt erlaubte, oder doch unschädlichere Opfer gebracht werden. Wir sehen aber, leider! auch, daß, so wie manchmal die gedrängtern Verhältnisse die Foderungen schärfen, auch gleich mit eilfertiger Bereitwilligkeit die Opfer unbilliger, und schädlicher werden. Wir sehen sogar, daß, wenn ein Sturm die Marke der Verhältnisse vollends untereinander wirft, und der Sinnlichkeit die volle äußere Freiheit wieder giebt, auch die volle alte Grausamkeit in die Opfer wiederkehre.

Es kostete mich Mühe, die Skizze unsers sittlichen Zustandes nur mit so blassen Farben zu zeichnen. Denn, wahrlich! die bei der Majorität noch allgemeine Selbstsucht unsers Zeitalters, die daraus entstehende Engherzigkeit desselben, seine Trägheit zu großen edeln Handlungen, seine Muthlosigkeit zum Kampf mit sich selbst, seine schändliche Nachgiebigkeit gegen herrschen-

de Meinungen und Neigungen, seine willkührlichen Sittenverstümmlungen, und Verfälschungen, sein moralischer Aberglaube, oder Unglaube, — und dann die traurigen Wirkungen dieser traurigen Ursachen, — die noch sehr allgemeine Fremdheit der Menschen gegen Menschen bei aller vorgeblichen Bekanntschaft mit der Menschheit, die Kälte der Handlungen bei aller Wärme der Worte, und Empfindungen, die sinnliche Alltäglichkeit des Lebens bei aller religiösen, oder philosophischen Begeisterung der Gedanken, die schändliche Unterthänigkeit gegen die Launen des Zufalls, und der dadurch aufgereitzten Lüste, die entehrende Achtung gegen die elenden Machwerke konventioneller Tugenden, Thorheiten, und Laster, — alle diese Züge hätten wahrlich lebhaftere Farben verlangt. Man sollte es dem eiteln Zeitalter nicht blos vormalen, man sollte es ihm mit glühenden Kohlen auf seine nicht sehr empfindliche Stirne schreiben, daß bei seiner so hochgerühmten Sittlichkeit noch so viele Schlachtopfer unter der Ferse mannigfacher Willkühr seufzen, noch so viele losgekommne Sklaven nicht blos die Willkühr, sondern auch das Recht zertretten, — daß noch so viele Geblendete geheiligten Lastern huldigen, noch so viele entzauberte mit dem geweihtem Wahne auch die Wahrheit, und Tugend verscheuchen, — daß auch izt die Unschuld meist noch zittern müße, nur vor andern Klauen, als sonst, daß auch izt die wehrlose Schwäche meist noch geplündert werde, nur durch verstecktere Räuber,

ber, daß auch izt das unterdrückte Recht meist noch vergebens winsle, nur gegen einen gesezmäßigern Schein, daß auch izt noch gemartert, gemordet, verrathen, betrogen, gemishandelt werde, nur mit andern Peininstrumenten, Waffen und Mienen, daß also die verfeinerte Sinnlichkeit auch izt das noch sehr oft nur feiner thue, was die gröbere einst gröber that. Wenn auch die rohe geschäftige Wildheit, wenn die barbarische Heiligkeit harter Jahrhunderte größtentheils verschwunden ist; so ist ja an die Stelle der ersten nur eine nicht viel weniger rohe unthätige Alltäglichkeit, an die Stelle der andern eine sehr oft eben so barbarische Weichherzigkeit getretten. Wo einst ein Ueberfluß an wilden Kräften die Leidenschaft zu zerstörenden Thaten drängte, da hält izt oft nur ein Mangel an allen Kräften die Alltäglichkeit in thierischer Stumpfheit bei den Zerstörungen hin, die zwar selten das Werk ihrer Thaten, aber meist die Schuld ihrer Unterlassungen sind. Wo einst dem Phanatism schreckliche Opfer rauchten, da fallen sie izt nur einem andern Götzen, dem Heishunger nach Genuß, freilich nicht mehr durch die Flamme, aber, leider! nur durch langsamere Tode getödtet. Um wie viel angenehmer ist der Anblick eines Geschlechtes, das zwar gewöhnlich nicht mehr selbst zerstört, aber die Zerstörung gewöhnlich noch kalt anstarrt, — als eines andern, das die selbst hervorgebrachte Zerstörung liebt? Um wie viel menschlicher ist der Anblick langsam und lebendig verwesender, oder langsam sich zu

Tode härmender Schlachtopfer, als der Anblick rauchender Leichname? Hat sich gewöhnlich mehr, als blos der Geschmack für die Außenseite der Sache, hat sich der Geschmack für die Sache selbst geändert? Hätte also das gegenwärtige Gemälde nicht stärkere Farben verdient?

Das Resultat der Ansicht unsers ganzen gegenwärtigen Zustandes ist daher, — daß unser Zeitalter von seiner körperlichen Seite sehr, von seiner geistigen aber weniger verdorben sei. Wir sind im Ganzen sehr klein, sehr schwach, sehr sterblich. Wir sind aber im Ganzen nicht mehr so unwissend, nicht mehr so wild, nicht mehr so sittenlos, als man sonst meist war. In der Kultur des Körpers sind wir zurückgegangen. In der Kultur des Geistes sind wir vorgerückt. In jener übertreffen uns die meisten vorgehenden Zeitalter ganz, oder doch zum Theil. In dieser, wenn wir sie vollständig nehmen, übertreffen uns nur die einzigen römischen und griechischen, wenn wir sie aber blos von Einer Seite betrachten, nämlich von der Seite der Kenntnisse, übertrifft uns keines. **Von dieser übertrifft unser Jahrhundert alle vorgehende.**

Da nun jede andre Verdorbenheit und Armuth zuletzt immer aus der Verdorbenheit und Armuth der Kenntnisse entsteht, also mit der Reinigung und Erwerbung dieser — nach und nach Reinigkeit, und Wohlhabenheit in allem Uebrigen sich bildet, so hat

unser Zeitalter zwar nicht den so oft geglaubten Vorzug, — das schönste, aber es hat das wichtige Verdienst, einer dauernden Schönheit unter den bisherigen das nächste zu seyn. Die Menschheit genoß schon schönere Zeiten, als die itzigen. Aber sie genoß noch keine — so viel, — und so gründlich — versprechenden. Sie genoß schon einmal das herrliche Schauspiel eines glücklichen Ebenmaaßes aller Kräfte. Aber sie erlebte noch nie die zuverläßige Hoffnung eines gründlichen Ebenmaaßes derselben. Freundliche, aber leicht zu verwirrende Stellungen der Umstände gaben ihr einst auf eine kurze Zeit das, was uns tiefberechnete, also nicht mehr so zerstörbare Anstrengungen itzt — freilich erst versprechen.

Es giebt einen Zustand von Krankheit, welcher einer dauerhaften Gesundheit näher liegt, als mancher gesunde Zustand selbst. Wenn nun schon jener nicht so schön, und so glücklich ist, als dieser, so ist er doch bey allen seinen übrigen Nachtheilen — für das Ganze ein Vortheil. In diesem Zustande befindet sich unser Zeitalter.

Warum ist der Mensch izt das, was er ist?

Wir müßen hier vor Allem die unrichtige Quelle, welche gewöhnlich von der Verdorbenheit der Menschen angegeben wird, untersuchen, ehe wir die richtige anzeigen können.

Die Menschen waren bisher immer — mehr, oder weniger — gerne verdorben. Sie waren aber nie gerne Schuld an ihrer Verdorbenheit. Sie sorgten deßwegen von jeher eifrig dafür, etwas zu bekommen, das ihnen die Last des Bewußtseins abnahm, ihr Verderben selbst bewirkt zu haben. Alle, auch die ungeheuersten Massen von Thorheiten und Lastern, und dem zahllosen Gefolge von mannigfaltigem Elend ertrugen sie mit geduldiger Anstrengung. Nur der einzige kurze Gedanke, sich diese Massen aufgelegt zu haben, war ihnen immer zu schwer. Diesen schoben sie immer auf irgend ein mächtigers Wesen außer sich hinüber. Sie sahen sich in der ganzen Körper- und Geisterwelt nach diesem nothwendigen Geschöpfe um, und da war ihnen dann keines zu groß, und keines zu klein, keines zu entfernt, und keines zu nahe, um

nicht tauglicher zur Ertragung der verhaßten Bürde zu seyn, als sie selbst. Fanden sie in der wirklichen Welt kein **wirkliches** Ding stark, oder gefällig genug dazu, so erschufen sie sich selbst ein **eingebildetes**, und rüsteten es mit hinreichender Kraft und Bereitwilligkeit zu dem beschwerlichen Geschäfte aus. Die **willkommensten** Wesen dazu waren ihnen stäts die **größten** und **entferntesten** wirklichen, oder geträumten. Wenn es aber mit dergleichen **Aufsehen erregenden** Ursachen nicht recht vor sich gehen wollte, so begnügte man sich zur Noth wohl auch mit **unansehnlichern**.

So entstanden nun alle die zahlreichen **außermenschlichen** Thorheiten = und Sündenträger der Menschen. Die **Himmelskörper**, verschiedne **sublunarische Körper**, die **Götter**, die **Halbgötter**, die **Geniusse**, die **Dämonen**, oder gar nur **halbausgedachte abstrakte Begriffe in halblahme Phantasiekörper gehüllt**, mußten die Schuld von dem auf sich nehmen, was die Menschen thaten. Gebahr dann die Mutter dem **zur Zeit der Zeugung berauschten Vater** ein sieches, oder blödes Kind, so hatte ein feindliches **Gestirn** die Geburtsstunde beherrscht. Versank ein Volk durch eine **unwissende** und **harte Regierung** in Dummheit und Härte, so hatte die **schwere** und **rauhe Luft** des Landes den Bewohnern desselben ihre Dummheit und Wildheit angehaucht. Wüthete in einer Gegend eine durch **Unreinlichkeit** entstandene und verbreitete Seuche, so hatte eine **beleidigte Gottheit** diese Gegend für einen Frevel bestraft.

der darinn an einer ihr geheiligten Thier= oder Pflanzenart, vielleicht ganz unwissend, begangen worden war. Erwürgten zwo durch schlaue **Betrüger** aufgereitzte Nationen einander in unbegriffenen Schlachten, so hatten zween **erzürnten Götter** diese in ihren heiligen Schutz genommenen Nationen aneinandergehätzt. Schlachtete Einer der **verworfensten Bösewichter** seine Opfer durch geheime Todesarten schnell zu Tausenden, so hatte ein **gerechter Würgegeist** lange gehäufte geheime Verbrechen gerochen. Tödtete der tausendfache Tod des mörderischen **Kriegs** den hingezwungnen Sklaven in der muthwilligen Schlacht, so war sein Tod schon lange zuvor von der **alten Nothwendigkeit** unausweichbar auf diese Stunde festgesetzt, so hatte ihn sein **Schicksal**, und nicht der **Arm seines Feindes**, nicht die **Mordlust** seines **Tyrannen** getödtet. Stellte endlich die **Nachläßigkeit**, oder die **Ungeschicklichkeit** die Ursachen einer verlangten Wirkung so sorglos, oder so widersinnig zusamm, daß die erwartete Wirkung ausbleiben, oder gar eine unerwartete hervorspringen mußte, so hatte jene ein **schwarzer unglücklicher Tag** vorenthalten, oder diese ein **noch schwärzerer feindlicher Zufall** dazwischen geworfen.

Gegenwärtig ist man von diesen abentheuerlichen Meinungen großentheils zurückgekommen. Man lacht ziemlich allgemein über den ungeheuren Wahn, den Schlüssel zu den Begebenheiten des Lebens in den **fernsten Räumen** des Firmaments zu suchen, da er

meist so deutlich in den nächsten Handlungen des Menschen liegt. Man lacht über die träumerische Bemühung, die Gründe der Ausartung der Menschen blos aus der Luft herabgreifen, und den Stand der Kultur, wie die Witterung, blos am Barometer messen zu wollen, da jene Gründe so zahlreich in der verwahrlosten Leitung angetroffen werden, und daher dieser Stand sich so genau nach dem Steigen oder Fallen der religiösen und bürgerlichen Verfassung richtet. Man lacht über die erträumten mythologischen, oder abstrakten Personen, welche die Schöpfer und Leiter des Elends seyn sollten, das die Menschen drückt, da der launenvolle Olimp, der verderbenbrütende Tartarus, und die Nachtwohnungen des Schicksals so klar in den personifizirten Leidenschaften, und in den durch sie ausgebrüteten, und zu einer betäubenden Größe angeschwollenen Grillen eines aufrührischen Herzens und Verstandes erscheinen. Allein man lacht gewöhnlich auch nur über diese auffallenden Grade menschlicher Verirrung. Man sieht nur diese offenbarern Ungereimtheiten älterer Irrthümer, aber die versteckteren der neuern nicht. Man greift daher izt nicht mehr so weit über die Wahrheit weg, wenn man den Zustand des Menschen erklären will. Aber man greift doch noch immer darüber weg. Noch immer ist nicht der Mensch selbst — der Schöpfer und Lenker seines Zustandes.

Man findet nämlich die gesuchte Auflösung der großen Aufgabe izt zwar schon innerhalb der Ober-

fläche des Menschen, aber noch nicht innerhalb dem Bezirk seines eigentlichen Selbsts, innerhalb welchem sie doch eigentlich ganz allein liegt. Man findet sie in seiner Ausstattung, aber nicht in ihm. Seine Natur, aber nicht Er bewirkt nun das, was geschieht. Seine Natur, aber nicht Er trägt also nun die Schuld von den Thorheiten und Lastern, die doch nicht jene, sondern die Er begeht. Seine Natur, aber nicht Er verursacht nun das Elend, dem doch jene so emsig entgegenarbeitet, als Er ihm emsig entgegengeht. Seine Natur muß also nun das übernehmen, was sonst astrologische, mythologische, oder metaphysische Wesen übernehmen mußten — die Schuld seiner Verdorbenheit. Wird dieser einheimischen Kraft gleich nicht immer die ganze Last dieser Schuld aufgelegt, wie jenen fremden Kräften, indem der Mensch die verhaßte Bürde manchmal ein wenig zu theilen genöthigt wird, so fällt ihr doch immer die ungleich größte Portion zu. — Ist nun der räthselhafte Knoten, der bisher immer zerhauen wurde, aufgelöst, oder nur zerschnitten? Ist diese, nun mehr nach dem itzigen Zeitgeschmack verfertigte Pandorabüchse nicht doch noch immer ein Geschöpf der Fabel? Um was sind wir nun weiser, da wir zu wissen wähnen, daß uns eine einheimische Macht so eisern beherrscht, als uns sonst eine auswärtige beherrschte? Was liegt daran, ob uns ein Fixstern, oder irgend eine andere entfernte böse Ursache, oder ob uns unsre Natur zur Thorheit, und zum Elend hinzwingt, wenn

wir gegen diese so wenig vermögen, als gegen jene? Ist nicht der erste Glaube sogar noch trostreicher, als der letzte? Gegen die entfernten Einflüsse unbekannter Mächte geben uns eben so unbegriffene Hilfs- und Versöhnungsmittel wenigst Trost, wenn gleich nicht Schutz. Und schon der Gedanke: von seinem Tyrannen weit entfernt zu seyn, ist Stärkung. Was stärkt und tröstet uns aber gegen die nahen Einflüsse einer uns immer begleitenden einheimischen Macht? Was hält unsern Muth empor, wenn wir die Ferse der uns niederdrückenden Gewalt immer auf unserm Nacken fühlen? Um was sind wir also durch unsern philosophischen Aberglauben weiser geworden? Wenn uns unsre Philosophie mehr nicht sagt, als daß wir einem andern Despoten angehören, als welchem wir sonst anzugehören glaubten, so erweist sie uns einen sehr geringen Dienst. Sie tauscht nur unsre Ketten aus. Sie muß uns sagen, daß wir nur uns selbst angehören. Sie muß uns unsre Ketten abnehmen. Das thut sie aber auch, wenn wir sie recht verstehen. Wir wollen daher die gegenwärtige Meinung von der Quelle menschlicher Verdorbenheit näher untersuchen.

Wenn man die **Natur des Menschen**, als Quelle seiner Verdorbenheit angiebt, so macht man einen Unterschied zwischen seiner **körperlichen** und geistigen Natur. „Seine **körperliche**, sagt man, ist nach und nach immer schwächer geworden, als sie anfangs war, und kann sich von dieser Entkräftung nicht mehr

erholen. Seine geistige war immer schwach, und wird, und muß es also auch immer bleiben. Die Menschen wurden einst groß, stark, alt. Sie sind aber immer kleiner, schwächer, weniger alt geworden, und werden ihre vorigen Ziele darinn nie wieder erreichen. Die überflüßigen Lebenskräfte der ersten jugendlichen Menschheit sind verflogen. Keine menschliche Macht kann sie wieder zurückrufen, sondern nur ein neuer Hauch des Schöpfers nochmal neu erschaffen. — Die Menschen waren immer **unwissend, sinnlich, lasterhaft**, bald mehr, bald weniger, immer aber soviel, als sie es seyn mußten, um nicht glücklich zu seyn. Sie werden es daher auch immer bleiben. Die Ebbe und Fluth der Thorheiten und Laster ist, wie jene der Wogen des Meeres, periodisch, und ewig. Auf die paar **griechischen** und **römischen** Jahrhunderte folgten siebenzehn oder achtzehn **gothische**. Und so werden auf unser gegenwärtiges, oder nächstes (wie soll es heißen?) — indeß — **europäisches** Jahrhundert wieder siebenzehn, oder achtzehn **indianische**, oder dergleichen, folgen. Hierüber ist zwar keine Lebenskraft des Menschen entflohen. Aber hierüber lag auch in demselben nie eine besondere Kraft eines vollen Lebens. Seine natürliche **Kurzsichtigkeit** enthielt vielmehr immer einen Samen zu **Irrthümern**, und seine **Sinnlichkeit** immer einen Samen zu **Lastern**, und jede wird ihn auch immer enthalten. Keine menschliche Macht wird diesen Krankheitsstoff jemals vertilgen. Nur eine neue Schöpfung könnte

ihn dadurch entfernen, daß sie ihn zu schaffen unterließe. — Der Mensch wird also von Seiten seines **Körpers** nie mehr das werden, was er einst **war**, und von Seiten seines **Geistes** nie das, was er nie **war**. Er wird beides wenigst nie im Allgemeinen werden. Einzelne werden, wie immer, Ausnahmen machen. Die Menge wird immer bleiben, was sie immer war, ein **Ball** des **Zufalls**, des **Irrthums**, und der **Willkühr**."

Welch eine **finstere**, **niederdrückende** Lehre! doch eben diese ihre Nachtgestalt, eben diese ihre niederbeugende Gewalt zeugen schon im allgemeinen gegen sie. Die **Wahrheit** ist **hell** und **belebend**. Nur der **Irrthum** ist **düster** und **gewaltthätig**. Alle die lichtarmen und trostlosen Lehren also, welche den Verstand blos blenden, und das Gefühl betäuben, haben in ihrer unedlen Natur schon vorläufig ein Zeugniß gegen ihre Güte. Betrachtet man aber die gegenwärtige Verdorbenheitstheorie noch näher, so fällt ihre Unächtheit offenbar auf. Wir wollen zuerst ihren **ersten** Theil betrachten.

„Der Mensch, heißt es hier, hat izt nicht mehr so viel Wachsthumstrieb, nicht mehr so viel Nerven- und Muskelkraft, nicht mehr so viel Lebensstoff, als einst. — Die körperliche Natur des Menschen hat abgenommen." — **Welcher** Mensch hat izt weniger Ausstattung? **Welche** Natur hat izt abgenommen? — Der Mensch, als **Gattung** in allen Fällen, oder der

Mensch, als einzelner **Mensch** in einigen, meinetwegen auch in den meisten Fällen? Die **ganze** Natur des **ganzen Geschlechts**, oder die einzelne einiger, meinetwegen auch der meisten Geschlechtsgenossen? Wenn die Schwächung die Gattung, wenn sie die ganze Natur traf, so kann kein Theil unverschont geblieben seyn, so muß jeder, ohne Ausnahme, in das herabgesetzte Maaß passen. Oder kann der Theil das ganze überwachsen? Nun zeigt uns aber die Erfahrung offenbar noch einzelne Zeitgenossen, welche unsre Vorfahren an Größe, Stärke und Alter erreichen. Diese Ausgezeichneten unsrer Zeit stehen ihren hierinn gleichen Vorfahren nur an der Zahl, aber nicht an der **Kraft** nach. Wer die **Gegenwart** an der **Vergangenheit**, aber nicht an der Fabel derselben mißt, der findet nur die meisten itzigen einzelnen unter dem Maaße der ehemaligen einzelnen, aber nicht die ganze itzige **Gattung** unter dem Maaße der ganzen ehemaligen **Gattung**. Die Gattung ist izt noch für die nämliche Ausdehnung an Größe, Kraft und Leben empfänglich, für die sie es einst war. — „Meinetwegen, sagst du, sei es die Gattung! Aber die einzelnen sind es nicht mehr so **allgemein**, als sonst. Der **Mensch** überhaupt kann also noch werden, was er war. Aber die **Menschen** insbesondere können es gewöhnlich nicht mehr, können es höchstens nur außerordentlich selten. Unter einer Milliarde kann es vielleicht Einer, oder ein Paar. Um was sind wir nun besser daran? Trifft die Schwächung, welche die

Gattungsgenossen so überschwenglich trifft, nicht dadurch die Gattung fast selbst? Wird sie selbe nicht wenigst einst auch ganz treffen?" — Das wird sich aus den Vordersätzen schon selbst herauswerfen. Vor Allem also diese zur Hand genommen! Du gestehst also, daß der Fluch noch nicht die ganze Gattung, daß er nur die einzelnen, aber freilich fast alle, getroffen habe. Das ist schon viel gestanden. — Wenn also doch nur die Gattung noch unverschont geblieben ist, so leiden wir wenigst keinen Mangel an Kräften, sondern nur Hindernisse derselben, so ist unsre Armuth nicht **unbedingt**, sondern nur **zufällig**, so haben wir keine **innere** Unmöglichkeit, sondern nur eine **äußere** zu bekämpfen. Diese läßt sich, wie wir wissen, schon besiegen. Nur ein Sieg über jene ist undenkbar. Wir können keine Kräfte schaffen, aber schlummernde können wir **wecken**.

Folgere ich dir zu viel? **Schlummern** die Kräfte, die sich izt nicht mehr äußern, auch nicht mehr in uns? Sind sie, wenn schon nicht von der ganzen Gattung, doch von dem größten Theil derselben, völlig gewichen? — Nun, welchen Grund hast du, die **Entfernung** selbst — zu behaupten? Können die Menschen izt das, was sie einst waren, deswegen nicht mehr seyn, **weil** sie es **nicht mehr sind**? Schlüßest du von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit? Da kannst du aber leicht fehlschließen. „Was **ist**, das **kann** auch seyn," dieser Schluß ist richtig. Ist es aber jener auch: „**Was nicht ist, kann auch nicht**

seyn?" Das Dasein bürgt für die Möglichkeit. Bürgt aber das Nichtdasein auch für die Unmöglichkeit? Ich weis wohl, daß uns die Natur manchmal durch das Nichtdasein eines Dings einen Wink von der Unmöglichkeit desselben giebt (*). Allein dürfen wir uns immer schon mit einem solchen Wink von ihr befriedigen? Müßen wir uns nicht vielmehr von demselben blos zur weitern Untersuchung bewegen lassen, um zu sehen, ob mit dem **Wink** auch der **Ausspruch** übereinstimme. Wir hielten ja schon öfter das für einen **Fingerzeig der Natur**, was nur ein **Fingerzeig** der uns sehr **natürlichscheinenden Unwissenheit**, oder gar eines zur **Natur gewordenen widernatürlichen Vorurtheils** war. Wer glaubte es z. B. in dem langen Zeitraum von mehr als sechshalbtausend Jahren möglich, den Blitz mit einigen eisernen Stängelchen beherrschen zu können? Strenge zu schließen folgt also aus dem, daß etwas nie war, mehr nicht, als — daß es nie war; folglich auch aus dem, daß etwas, das war, nicht mehr ist, auch mehr nicht, als — daß es nicht mehr ist. Daß aber jenes auch nie seyn könnte, daß dieses auch nicht mehr seyn kann, das folgt erst aus andern Vordersätzen, als jenen der bloßen Verneinung des Daseins. Das letzte fodert um so mehr eine Ableitung aus einem eignen Grund, weil es in seinem

(*) Sie ließ z. B. durch die immer verweigerte Unsterblichkeit der Menschen die Unmöglichkeit aller Lebenselixire im voraus vermuthen.

schon einmal gehabten Dasein schon einen Beweis der Möglichkeit für sich voraus hat. Hier muß also vorzüglich noch ein **besonderer Grund** des geendigten Daseins, und da Aufhören noch nicht unmöglich seyn heißt, sogar wieder ein **besonderer Grund** der fernern **Unmöglichkeit** angegeben werden, wenn nicht der erste schon so beschaffen ist, daß er den zweenten in sich enthält.

Diesen Grund hat man nun aber freilich, wie man sich zu seinem Unglück schmeichelt, für die Abnahme der körperlichen Natur des Menschen wirklich schon entdeckt. Er enthält, wie man meint, in der Erklärung der Abbrechung der ehemaligen Vollkommenheit zugleich auch die Erklärung der Unmöglichkeit ihrer Wiederherstellung. Er ist — **das Alter der Natur.** „Was die jugendliche Schöne in ihren ersten Frühlingsjahrhunderten war, das ist, sagt man, sehr natürlich, die älternde Matrone in ihrer herbstlichen Epoche nicht mehr, das kann sie nicht mehr seyn, das kann sie nicht mehr werden. Die Jugendkraft der Welt ist verflogen, und kann nicht wiederkehren.“ — Also die **Natur altert?** — An **Jahren** wohl. Aber an **Kräften** auch? Sind ihre Felsen izt mürber, als sie vor Vierjahrtausenden waren? Umschlingt ihr Riesenarm in den Granitgebirgen izt unsre Erde nicht mehr so mächtig, als sonst? Erhebt sich die Eiche izt nicht mehr so gewaltig? Packt ihr Löwe seinen Raub izt nicht mehr so fest? Ist ihr Auge matter, ihr Odem kälter, ihr Kreislauf langsamer geworden? — Die

ganze übrige Natur altert nicht, und nur die Natur des Menschen soll altern? Das Unedlere soll edler, als das Edelste, das weniger Geliebte begünstigter, als das Geliebteste, seyn? Die Natur soll da, wo sie am vollkommensten ist, aufhören, so vollkommen zu seyn, als an unvollkommnern Stellen? Sie, die sich überall gleich ist, soll es gerade im Menschen nicht mehr seyn, der ihre Uebereinstimmung sieht, fühlt und ehrt? — Doch zu was bloße Begriffe, lassen wir Thatsachen reden! — Es giebt ja izt in unsrer alten Natur noch einzelne Zeitgenossen, die sich von ihren Vorfahren in der einst jungen Natur nur durch ihre Namen und Jahrzahlen, aber nicht durch ihre Kräfte unterscheiden. Es giebt ihrer nicht mehr so viele. Aber es giebt derer doch noch. Ist nun für diese Seltnen die Natur nicht so alt, als sie für uns Uebrige ist? Steht die Welt für sie nicht so lange? Oder rast die Natur nur manchmal noch alle dahinschwindenden Kräfte zusamm, um einen Jugendauftritt zu wiederholen, die sie auf einige Augenblicke über ihr hereinbrechendes Alter tröstet? Oder entzieht sie nur manchmal einige Theile ihrer Gaben einigen ihrer Kinder, und häuft selbe in einem vorzüglich geliebten zusamm? Ist sie eine eitle Schöne die ihre Jahre verbergen, oder eine partheiische Mutter, die ihre Vorliebe befriedigen will? — „Sie macht Ausnahme, wie sie selbe immer machte." Welche ihrer itzigen Fälle sind Ausnahmen? Reden wir von bestimmten Fällen, um der Verwirrung vorzubeugen! z. B. von den Fällen des menschlichen

Alters.

Alters. Sind nun hier die Greise von hundert Jahren schon Ausnahmen, oder sind es erst die Greise von hundert und sechzig, oder hundert und achtzig Jahren? „Die ersten sind selten, die andern die seltensten Ausnahmen.“ Ohne Anmerkung über diese Eintheilung der Ausnahmen zur Sache selbst! Wenn die Natur izt schon eine Ausnahme macht, sobald sie einen hundertjährigen Greisen hersetzt, warum findet man denn in jedem früher gestorbnem Menschen Spuren einer **widernatürlichen Tödtung** durch **Krankheiten** und **Zufälle**, und nicht eines **natürlichen Todes** durch **Alter**? Also tödtet ja nicht die **Natur**, sondern eine **ihr feindliche Macht** den Menschen so früh. Also will ja die Natur alle Menschen hundert Jahre alt machen. Also macht ja nicht sie, sondern irgend **was anders** eine Ausnahme, wenn ein hundertjähriger Greis gemacht wird. Also sind ja nur erst die näher an zweyhundert Jahre hinreichenden Greise ihre Ausnahmen. Also macht ja die Natur auch **izt** noch immer nur solche Ausnahmen, als sie **einst** machte. Also muß sie ja auch immer noch die nämlichen **gewöhnlichen Fälle** hervorbringen können, weil sie die nämlichen **ungewöhnlichen** hervorbringen kann. Die Kraft der **Regel** muß noch da seyn, weil die Kraft der **Ausnahmen** noch da ist. Ja! In unsrer tausendjährigen Schöpfung lebt noch die nämliche Kraft, welche in der neuentstandnen lebte. Der Hauch des Schöpfers verweht nicht, wie der Hauch des Menschen. Er durchdringt auch izt noch das große Dasein der Natur mit

seiner ewigen Jugendkraft, wie er es einst durchdrang. Nur die kleinern Dasein einzelner Wesen verläßt er auch izt, wie einst, auf Augenblicke, um sie dadurch einer Auflösung ihrer alten Gestalt fähig, und unter einer neuen wieder erscheinbar zu machen. **Wir Wesen in der Natur altern. Die Natur altert nicht.**

„Wenn nun aber **das Alter der Natur** die Ursache der izigen größern Schwäche der Menschen nicht ist, welche ist sie dann?" — **Die Jugend der Menschheit.** Die Natur ist an **Kräften** noch so jung, als einst, da sie es auch an **Jahren** war. Die Menschheit ist aber an **Einsicht** und **gutem Willen** noch nicht so alt, als sie an **Jahrhunderten** ist, und als sie seyn sollte, um mit den Jugendkräften der Natur vernünftig zu wirthschaften. Die übrigen Wesen außer dem Menschen stehen alle unter der immerwährenden Vormundschaft der Natur. Diese besorgt für sie stets selbst alle ihre Einnahmen und Ausgaben, und wir sehen, in welchem vortrefflichen Zustande sich ihr Vermögen befindet. Allein der Mensch, von so vielen Seiten ausgezeichnet, sollte es auch darinn seyn, daß er sein Erbe selbst verwalte. Und da ist er nun fast noch immer zu jung, um es nicht durch Leichtsinn, oder eine unrichtige Wirthschaft zu verprassen. Die **Abnahme seines Vermögens** ist also nicht eine Folge der **Abnahme der Natur**, welche ihm dasselbe izt noch so groß, als einst, giebt, sondern eine Folge der **Abnahme der Klugheit**, welche dasselbe izt nicht

mehr so richtig, als einst, besorgt. Einst stand auch der Mensch noch ganz unter der Vormundschaft der Natur, und diese vortreffliche Mutter wirthschaftete mit der ihr eignen Genauigkeit auch für diesen ihren Mündel. Er, noch ganz unbekannt mit den meisten Geschäften und Begebenheiten dieser Welt, und noch ganz unverführt von den verderbenden Künsten derselben, überließ sich auch ganz der weisen Leitung dieser seiner liebevollen und klugen Vormünderinn. So wie er aber mit seinen ersten Jahren auch die Wiege seiner ersten Unwissenheit und Unschuld verließ, und zu Irrthümern, Thorheiten und Lastern aufstand, fühlte er in den ersten Versuchen seiner Selbstthätigkeit auch seinen Beruf zur Selbstständigkeit, entzog sich, ohne lange zu bedenken, ob es auch schon Zeit dazu sei, der kindlichen Leitung durch unbedingten Gehorsam, und folgte nun eignen Einsichten und eignen Begierden. Es gieng der Menschheit, wie den meisten einzelnen Menschen. Sie überließ sich in ihrer ersten Kindheit ganz der wohlthätigen Pflege von außen, und ward dafür mit reichem Segen belohnt. Allein in ihrer Knaben- und Jünglingszeit, wo eigne Handlungen ein eignes Dasein ahnden lassen, und die allmählige Lösung der Bande der Unmündigkeit den Wunsch nach gänzlicher Befreyung davon weckt, schmiegte sie sich nicht mehr mit solcher Hingebung in die äußere Sorgfalt ihrer Pflegerinn, der Natur, sondern glaubte sich selbst schon in vielen, und bald in allen Fällen zur eignen Leitung alt, und verständig genug. Sie beschleinigte

aber freilich in der gewunschnen Freiheit nur ihre Ungebundenheit, und erreichte statt der erwarteten selbstständigen Glückseligkeit nur ein in so weit selbstständiges Elend, als es selbst verschuldet war. Sie büßt itzt noch immer ihren zu früh aufgekündigten Gehorsam gegen ihre Vormünderinn, rächt sich aber auch izt noch immer wegen dieser ihrer Strafe, wie sich die Jugend in solchen Fällen meist zu rächen pflegt, durch neue **Thorheiten** und **neues Elend**. Sie schwelgt noch immer fort, und verschreit ihre ståts gleich wohlthätige Pflegerinn als immer geitziger, da doch blos sie selbst immer verschwenderischer ist. Hören wir zu verschwenden auf, so werden wir auch zu darben aufhören! Verschleudern wir die Gaben nicht, die wir von der Natur empfangen, so werden wir sehen, daß sie izt noch so viele giebt, als sie einst gab! Werden wir Männer, so werden wir uns wieder so reich finden, als wir uns als Kinder **fühlten**. Die geglaubte **Kargheit** der Natur liegt nur in der Schwelgerei der Menschen, welche die einen ihrer Kräfte in zahllosen Genüssen verprassen, die andern ganz ungenossen verschleudern. Mit der alten Häuslichkeit wird hierinn auch der alte Reichthum wiederkehren. Wird die Menschheit wieder da angelangt seyn, wo sie ausgieng, bei der **Natur**, — wird sie dieser aus **Ueberzeugung** gehorchen, wie sie ihr einst aus **Instinkt** gehorchte; so wird sie auch wieder werden, was sie war, reich an Kraft und Lebensstoff.

Die Menschen machten es also, wie wir sehen, mit dem Begriff der Natur, wie mit allen ihren übrigen unsinnlichen Begriffen. Sie versinnlichten ihn, um ihn leichter fest halten zu können, und formten an ihm so lange herum, bis er die ihnen bequemste und begreiflichste Gestalt hatte. Sie machten den Inbegriff aller natürlichen Wesen, die Natur selbst zu einem Wesen, und gaben diesem allgemeinen Wesen, das die Beschaffenheiten aller einzelnen zu leiten bestimmt war, selbst wieder die Beschaffenheit dieser einzelnen. Das, was jedes einzelne Dasein hielt und beherrschte, also nur in jedem solchen fremden Dasein, als in seinem eignen da war und wirkte, hatte selbst ein abgesondertes Dasein erhalten, das wieder eben so beherrscht wurde, wie es selbst herrschte, das wieder den nämlichen Veränderungen unterworfen war, den es selbst — andern Wesen unterwarf. Die Natur ward wie ein Produkt der Natur angesehen. Da nun der Stein, der verwittert, die Pflanze, die abdorrt, das Thier, welches gebrechlich wird, dem Gesetze des Alters gehorchen, so mußte es die Natur auch. Man hatte nun einmal angefangen, über die Natur, wie über eines ihrer Produkte zu denken. Man setzte es also fort. Man hatte ihr die Vollkommenheiten dieser Produkte gegeben. Man gab ihr also auch die Mängel derselben. Man dachte über die Natur, wie über tausend andre Gegenstände, auf die gewöhnliche sehr beliebte Art, nämlich mit der Einbildungskraft, statt mit dem Verstande. Man machte es aber auch hier

wieder so, wie man es in dergleichen Fällen fast immer macht. Man fuhr in dieser Operation der Einbildungskraft nur so weit fort, als man es seiner eingebildeten Wahrheit zuträglich fand. Wäre man weiter gegangen, hätte man die Träume ganz ausgeträumt, so wäre man bald auf solche offenbare Misverhältnisse gerathen, daß der Irrthum nothwendig hätte auffallen müßen. Wir wollen nur einige davon berühren. — Wenn die Natur altert, so wird sie, die überall stuffenweise zu Werke geht, auch wohl hier so zu Werke gehen. Welche Stuffenfolge beobachtet sie aber hier? — Wie es scheint, — keine. Betrachten wir z. B. nur die Geschichte des menschlichen Alters! In den ersten paar Jahrtausenden war die Natur hierinn noch ganz jugendlich. Die meisten Menschen erreichten ein izt ausgezeichnetes hohes Alter. Gleich im dritten Jahrtausend aber war die Natur schon so alt, als izt. Die Menschen wurden im Ganzen nicht mehr älter, als sie izt werden. Die Natur erst noch kraftvoll, wird auf einmal kraftlos, wie izt, wird aber das in vier Jahrtausenden dann nicht nach und nach noch mehr, was sie in einem schnellen Uebergang von dem ersten paar zu den folgenden vier geworden ist. Welcher Absprung! Welche Ungleichheit der sich sonst immer gleichen Natur? — oder alterte sie auch in den folgenden Jahrtausenden noch immer mehr? Brachte sie auch da einst noch größere, stärkere, lebensvollere Germanen, Gallier, Brittanen hervor, als sie izt Deutsche, Franzosen, und Engländer hervorbringt?

That das die Natur? Zwang sie ihr immer zunehmendes Alter, das zu thun? Warum stimmen denn die Epochen der immer größer geglaubten Naturschwäche so genau mit den Epochen der durch unrichtige Verfeinerungen immer kleiner gewordnen Naturmäßigkeit dieser Völker überein? Warum ward die Natur jedesmal erst dann merklich gebrechlicher, wenn die Völker merklich widernatürlicher wurden? Doch ihr seht nur auffallendere Unrichtigkeiten. Also, warum geschah dann die Abnahme in den letzten Jahrtausenden nicht mehr nach dem ungeheuern Maaßstab, nach welchem sie zwischen den ersten zweyen, und den folgenden geschah? Die Menschen sanken in den neuern Zeiträumen nicht mehr gleich um ein Drittheil ihrer vorigen Größe, und um die Hälfte, oder gar zwei Drittheil ihrer vorigen Stärke und Lebensdauer, wie in frühern Zeiten, herab. Wo wären wir sonst? — Nun also, warum alterte die Natur in ihren spätern Tagen nicht mehr so rasch? War ihr erster schneller Schritt durch eine große Krankheit, wie bei Menschen, bewirkt, welche manchmal schnell alt macht? Also sind wir auch nicht sicher, ob nicht ein ähnlicher Zufall das heurige Menschengeschlecht künftiges Jahr ebenfalls auf die Hälfte seiner itzigen Größe und Kraft herabbringt? — Welche Ungereimtheit! Und doch ist diese noch eine der kleinsten. Izt nur noch Eine von den größern, welche die folgerechteste also die lächerlichste ist, — die Natur nimmt ab. Sie giebt also izt weniger, als sie einst gab. Sie wird also auch

künftig weniger geben, als sie izt giebt. Wir sind kleiner, schwächer und sterblicher, als **unsre Vorfahren.** Unsre Nachkommen werden daher wieder kleiner, schwächer und sterblicher seyn, als **wir.** Und wenn nun einige Jahrhunderte, oder Jahrtausende vorüber seyn werden, so muß es endlich einmal Menschen geben, die nicht grösser sind, als unsre **Daumen,** und nicht stärker, als unsre **Ameisen,** und die nicht älter werden, als unsre **Sommerinsekten,** die des Morgens auskriechen, und des Abends sterben. Folgt dieses nicht aus eurer Meinung? — Freilich! Ihr verrammelt dieser Folge wieder die Oeffnung, indem ihr sagt, daß der Abnahme ein Ziel gesetzt sei, welches sie nie werde überschreiten können. Allein, **wo** ist dann dieses Ziel? **Wer** setzte es? **Warum** ward es gesetzt? **Wie** beweist ihr sein Dasein? — Ich weis keines, begreife keines für die Abnahme der **Natur.** Aber ich weis und begreife eines für die **Zunahme der Thorheit.** Diese kann eine gewisse Stuffe nicht überschreiten. Erreicht sie selbe, so wird sie von der Wahrheit eingeholt, und ihrer fernern Macht, zu schaden, beraubt. Wenn die Menschen bis auf einen gewissen Grad thöricht und elend sind, so werden sie endlich auf den Druck, und auf die drückende Kraft aufmerksam und schütteln diese weg, um jene zu entfernen. Dann kann die so lange unterjochte Natur wieder zu wirken anfangen, die Geschwächte kann wieder stark, die so veraltet geglaubte wieder jung erscheinen. — „Allein, werdet ihr endlich noch rufen, wenn

auch die Natur izt noch geben kann, was sie einst gab; so können doch die Menschen nicht mehr so annehmen. Die izt zahlreichern Verhältnisse machen uns das unmöglich, was unsern frühesten Vorfahren möglich war." — Genug! wenn nur die Natur noch geben kann. Diese ist nicht in unsrer Gewalt. Ob die Menschen izt nicht mehr sollen annehmen können, das wird sich dann auch schon ausmitteln lassen. Die Verhältnisse hängen von uns ab. Taugen sie nichts, so können wir sie ja ändern. Ueberdieß liegt das Hinderniß nicht in der **Vielheit**, sondern in der **Verdorbenheit** der Verhältnisse. Sie brauchen also nicht wieder so wenige zu werden, als sie damals waren, da sie die Menschen nicht hinderten, anzunehmen. Sie dürfen nur besser werden. Es giebt einen **einfachen**, von der Natur geschenkten, **Naturstand** der Menschen, und einen **zusammengesetzten**, von der Kunst, der Nachahmerinn der Natur, erworbenen, — einen auf glückliche Unwissenheit und Unschuld, und einen auf weise Kenntnisse und geprüfte Tugenden gegründeten. Es giebt ein patriarchalisches, und ein durch wahre Kultur veredeltes Naturleben. Kann jenes nicht **wiederkehren**, wenn es weg ist, nicht **bleiben**, wenn es da ist; so kann es dieses.

Der Gang der Menschheit ist ein Kreislauf. Der Anfangspunkt und der Endepunkt desselben sind — der nämliche Punkt. Die **Natur** ist das Ziel, von dem die Menschheit ausgieng. Die **Natur** ist aber auch das Ziel, bei dem sie wieder anlangen wird. Die

Menschen mußten sich von ihr entfernen, um in dieser Entfernung ihr Grund zu finden, und dann aus Ueberzeugung wieder dahin zurückzukehren, wo sie anfangs aus Instinkt waren. Sie konnten nicht gleich anfangs auf der ursprünglichen Stelle durch die fremde Bestimmung der Natur bleiben; denn sie waren berufen, sich darauf durch die Selbstbestimmung ihrer eignen Wahl festzusetzen. Sie sollten das, wozu sie bestimmt waren, nicht schon gleich seyn und bleiben, sondern es erst selbst werden. Die Kunst entfernte sie von der Natur. Sie wird sie ihr aber auch wieder näher bringen. Die Entfernungen der verschiednen Punkte des Kreises von einem gemeinschaflichen Zählungspunkt desselben wachsen mit den Sehnen, bis sie mit dem Durchmesser den größten Abstand erreichen. Dann nehmen sie aber wieder ab, und fallen zuletzt mit dem anfangs festgesetzten ersten zusamm. Zuerst ward die Kunst Nachäfferinn der Natur, dann ihre Gebietherinn, endlich Nachahmerinn, zuletzt wird sie ihre unzertrennliche, selten von ihr zu unterscheidende Freundinn werden. Die Hauptepochen der Geschichte der Menschheit waren daher, wie man zum Theil schon sah, und werden noch seyn, wie man zum Theil erst sehen wird, — unverdorbne, aber auch unveredelte Natur — mehr oder weniger durch ungetreue Kunst verdorbne Natur, — durch widernatürliche Kunst verdorbenste Natur, — durch getreuere Kunst weniger verdorbne Natur, — durch vollendete Kunst veredelte Natur. Das Errando

discimus enthält die Skizze der ganzen Geschichte menschlicher Veredlung. Es giebt in der Verdorbenheit ein Maximum, jenseits welchem die **Veredlung** in der **nämlichen** Distanz liegt, in welcher sich dießseits die **Unverdorbenheit** befindet. Die weitern Aufschlüsse und Gründe darüber wird die Prüfung des zweenten Theils der gegenwärtigen Verdorbenheitstheorie darbiethen. Also nun zur Untersuchung dieses Theils.

„Von ihrer **geistigen** Seite, sagt man, war die Natur des Menschen immer schwach. Von dieser war sie nie, was sie von ihrer **körperlichen** war. Wir wissen kein so **vorzüglich aufgeklärtes**, **richtigfühlendes** und **tugendhaftes** Menschengeschlecht, als wir ein großes, starkes und altes wissen. Alles, was uns Geschichte und Sage darüber liefern, ist eine frühe, schnellvorübergehende Menschengattung, die in ihrer Unwissenheit vor Irrthümern, und in ihrer übrigen noch unangetasteten Unverdorbenheit vor Thorheiten, und Lastern gesichert, folglich durch **Zufall glücklich**, aber nicht durch **Kultur veredelt** war. So wie sie aber aus diesem Zustande ihrer ersten Unverdorbenheit heraustratt, und auf Veredlung ausgieng, verschlimte sie sich, statt sich zu verbessern. Sie tauschte gegen ihre Unwissenheit Irrthümer, gegen ihre Unschuld Laster, gegen ihre Glückseligkeit und Liebenswürdigkeit — Elend, Lächerlichkeit, Verachtung, Mitleid, und manchmal sogar Abscheu ein. Das Einzige, worinn

sie bei diesem traurigen Tausch wechselte, war das Mehr oder Weniger. Verloren hatten sie immer, nur nicht immer gleich viel. Die Natur zeigt uns also dadurch, daß sie im Ganzen einer glücklichen **Unverdorbenheit**, aber nicht einer gründlichen **Veredlung** fähig sei. Sie zeigt uns, daß die Menschen von ihrer geistigen Seite, den ersten kleinen Zeitraum abgerechnet, immer verdorben waren, und es immer seyn werden, weil ihnen ihre **Aenderungssucht** die Erhaltung ihrer natürlichen **Unverdorbenheit**, und ihr **Unvermögen** die Erwerbung einer künstlichen **Veredlung** unmöglich macht. Sie sind zu unruhig, auf der Ebne stehen zu bleiben, worauf sie die Natur hinstellt, und zu schwach, die Gipfel zu erreichen, welche ihnen die Kunst zeigt. Sie schwanken daher immer zwischen diesen zwo Gegenden unter Felsen, Gesträuchen und Nebeln herum, klettern bald aufwärts, fallen aber bald wieder, und zwar meist noch tiefer in unterirrdische Klüfte zurück, und zerarbeiten sich auf diese Art immer rastlos in vergeblichen Anstrengungen, ohne jemals mit ihrem Geburtsorte zufrieden zu seyn, oder das neue Vaterland zu erreichen. So machten es die Menschen immer. So machen sie es izt. Und so werden sie es künftig machen. Es folgten auf natürliche Jahrhunderte barbarische, auf diese — kultivirtere, aber doch noch verdorbene, und so werden auf diese wieder barbarische mit kultivirtern, aber dabei doch verdorbnern vermischt, aber nie wieder natürliche, oder gar wirklich und ganz veredelte folgen."

Was den historischen Theil dieser Deklamationen betrift, so bürgt die Geschichte für die Wahrheit desselben. Was aber den prophetischen angeht, so sehe ich nicht, was für diesen bürgt. Die Geschichte kann es bei ihm nicht. Diese steht nur für das Vergangene gut, aber nicht für das Künftige. Die Vernunft? — Diese muß Beweise geben. Welche kann sie hier vorbringen? Vielleicht wieder den abgenützten: Es war immer so, also muß es auch immer so seyn. Dadurch wirft sie aber ja die Bürgschaft, die sie übernehmen soll, nur wieder auf die Geschichte hinüber, die sie nicht übernimmt. — Also einen andern eignen Beweis? Nämlich: „Wenn es nicht immer so seyn müßte, so wäre es nicht immer so gewesen. Alles erreichte schon die Vollkommenheit seiner Art. Der Fels, die Eiche, der Löwe wurden, was sie werden konnten. Die Menschheit muß also auch schon geworden seyn, was sie kann. Könnte sie mehr werden, als sie jemals war, so hätte sie es auch schon einmal seyn müßen." — Woher weist du denn aber, daß die Welt die Entwicklungszeit der Menschheit schon erlebte, wie die Entwicklungszeit des Felsens, der Eiche, des Löwens? Die Eiche braucht ein Jahrtausend, der Fels länger, der Löwe kürzer. Wie lange braucht die Menschheit? Wenn der erste Mensch, der die Eiche ein paar Jahrhunderte wachsen sah, sagte: Die Eiche kann dreimal so hoch werden, als meine Laubhütte, hatte er Recht? — Wenn sein Enkel um zwei Jahrhunderte später ausrief: Die Eiche

kann nochmal so groß werden, als mein Großvater glaubte, — hatte dieser Recht? — Wenn sein **Urenkel** dieselbe der Zeit trotzend, aber vom Blitze zerschmettert, oder von feindlichen Insekten zerfressen fand, und rief: Nach sechs Jahrhunderten nimmt diesen Baum sein Schicksal immer wieder weg, — hatte dieser Recht? Die Eiche wuchs fort, während dem die, welche unter ihren Schatten lagen, dahingiengen. Das **Geschlecht** der Eichen gedeihte fort, während dem **einzelne** davon niedergeschleudert, oder zernagt wurden. Veredelt sich der Mensch nicht auch immer von mancherlei Seiten, während dem ihm die, welche immer nur den **gewesenen**, aber nie den noch **möglichen** sehen, schon vollendet glauben, und vorüber gehen? Veredelt sich nicht auch die **Menschheit** immer fort, während dem **einzelne Mitglieder**, und oft **ganze Arten** derselben von dem schon errungenen Grade der Veredlung wieder zurücksinken? Hat der Mensch in unsern neuern Zeiten keine neuen Kräfte entwickelt, keine schon entwickelte erhöht? Ist die **Menschheit nicht vorgerückt**? Es ist nur eine Art optischer Täuschung, welche hierüber zu täuschen pflegt. Die Gattung bleibt zwar immer in der nämlichen Entfernung hinter den Seltnen, die ihr voraneilen, aber nicht immer auf den **ersten Standpunkten zurück**, von denen sie auszugehen bestimmt ist. Sie rückt mit diesen Auserlesenen voran. Oder steht die Gattung izt noch da, wo sie vor fünf, vier, drei Jahrtausenden stand? Sie steht freilich izt noch so

weit hinter ihren Montesquieus und Kant's, als sie einst hinter ihren Theseussen, Romolussen, Pytagorassen und Lykurgen stand. Stehen aber jene neuen Menschheitsführer noch auf den nämlichen Standpunkten, auf den die ältern standen? Ist die Menschheit deswegen noch da, wo sie einst war, weil sie noch nicht da ist, wo sie am Ende seyn soll? Tretten nicht immer mehrere Völker aus dem Zustande ihrer ursprünglichen Wildheit in den Zustand der freilich oft noch schlimmern, aber der Bildung doch nähern Barbarei, und andre aus diesem in den Zustand der Bildung über? Einst machten das kleine Griechenland, und das gleichfalls kleine eigentliche Rom fast ganz allein die durch Künste und Wissenschaften kultivirtere Welt aus. Itzt haben wir schon schon viele und große Reiche in mehrern Welttheilen, welche dazu gehören. Wahrlich! man muß nicht sehen wollen, wenn man die Vorrückung der Gattung nicht sieht.

Die Entwicklung der Menschheit geschieht nicht so geschwinde, wie die Entwicklung der Eiche. Auf jene wirken mehrere und langsamere Ursachen. Die Wirkung ist wichtiger, und, wenn sie einmal da steht, dauernder, der Aufwand von Kräften, und von Zeit größer, — und der Bau der Theile zärter. Mehrere feindliche Mächte lauern hier auf Gelegenheit zur Zerstörung. Es werden also öfter einzelne schon gut angeführte Theile wieder losgerissen. Allein das Ganze rückt indeß immer, oft lange unbemerkt, seiner großen Vollkommenheit näher, verarbeitet indeß den gehemm-

ten Zufluß von Kräften nach den zerstörten Theilen auf einer andern Seite, und entwickelt neue Kräfte, um die alten Hindernisse unschädlich, und für die Zukunft unmöglich zu machen. Einzelne, schon weit gediehene Menschengeschlechter haben manchmal wieder abgenommen. Die ganze Menschheit aber hat zugenommen. Diese ist noch im Vorrücken begriffen. Wie kann man also sagen, daß sie ihr Ziel schon erreicht habe? Wir sahen bisher nur, was einzelne Menschen und einzelne Nationen konnten. Was aber die Menschheit kann, und was dann einzelne Menschen und Nationen können werden, wenn jene kann, was sie soll, das sahen wir noch nicht, das wird aber unsere, freilich erst späte Nachwelt sehen. Wir können izt noch nicht ahnden, was es seyn werde. Aber wir können überzeugt seyn, daß es etwas, izt den meisten Unglaubliches, seyn werde.

Dieser Gegenstand ist wichtig. Wir wollen ihn noch näher betrachten. — Die Frage über die geistige Veredlung der Menschheit im Ganzen lautet bestimmt so:

Können alle von der Natur gewöhnlich ausgestatteten Menschen von Seite ihres Erkenntnißvermögens, Gefühlvermögens und Begehrungsvermögens so sehr veredelt werden, als es in den Begriffen dieser Kräfte, ihrer gewöhnlichen, nicht erhöhten Natur nach, liegt, und als es daher zur allgemeinen Glückseligkeit und Würde nothwendig ist?

Um auf diese Frage bestimmt zu antworten, wollen wir sie in zwo Fragen zerlegen, nämlich:

I. Können die Menschen auf die angegebne Art veredelt werden?

II. Können sie so veredelt bleiben?

Ich antworte auf beide Fragen: **Ja.** Meine Gründe sind folgende, und zwar für die Antwort auf die erste Frage.

Wenn ich annehme, daß die Menschen im Ganzen nicht so sehr veredelt werden können, als es zu ihrer allgemeinen Glückseligkeit und Würde nöthig ist, so gerade ich auf **Unbegreiflichkeiten**, auf **Ungereimtheiten**, auf **Widersprüche.** Ich sehe einzelne in hohem Grade veredelte Menschen, sehe ganze, wenigst auf eine kurze Zeit, veredelte Nationen, und begreife nicht, wie die der Veredlung so unfähige Menschennatur in diesen sehr zahlreichen Menschen so sehr veredelt werden konnte. Ich sehe die Menschen in der Unmöglichkeit, auf ihrem ersten unverdorbenen Standpunkt zu bleiben, und doch weiter voran dann nichts, als Irrthümer, Laster, Elend, und finde mich daher gezwungen, auszurufen: die **Natur** bestimmte den Menschen zur **Thorheit**, zu **Verbrechen**, zum **Unglücke.** Ich sehe im Menschen Kräfte, welche zwar im Ganzen nach der innern Möglichkeit ihrer Begriffe, aber nach der äußern ihres Daseins nie im Ganzen wirken können, und muß also sagen: die Natur ertheilte dem Menschen **Kräfte**, welche keine

Kräfte sind. Es dringen sich mir also Fragen auf, auf die ich keine Antwort finde, — Fragen, welche die Natur und ihren Urheber lästern, — Fragen, die sich selbst zerstören, und doch immer wieder entstehen, um sich wieder zu vernichten. Ich kann diesen Fragen nicht ausweichen, wenn ich die Veredlung der Menschheit unmöglich glaube. Wenn sie entstehen, so können sie nicht abgewiesen werden. Ich muß machen, daß sie nicht entstehen. Ich wende mich an die Natur, und finde in ihrer allgemeinen Zweckmäßigkeit schon ein gutes Vorzeichen für mich.

Die Natur handelt nie **zwecklos**. Welchen Zweck hätte sie aber haben können, der Menschheit Kräfte zu ertheilen, die diese nie sollte brauchen können? Sie kann wohl ihre Ursachen haben, die Kräfte mancher **einzelnen Wesen** einer Gattung unentwickelt, und unbenützt vorübergehen zu lassen. Aber was kann sie bewegen, einer **ganzen Gattung** Anlagen zu geben, die auch in der ganzen Gattung immer bloße Anlagen bleiben, und nie thätige Eigenschaften werden sollen? Ist sie gewohnt, ihre Gaben, wie eine üppige Schwelgerinn in einem eiteln, oft sogar unbemerkbarem Putze zu verschwenden? — Noch mehr! Die Natur handelt schon nie zwecklos, wenn ihre Zwecklosigkeit auch blos **unnütz** wäre. Wird sie erst dann so zu handeln anfangen, wenn sie überdieß auch noch **schadete**? Wenn die übrigen Naturprodukte die Kräfte, die in ihnen liegen, nie ganz entwickeln würden, so würde

daraus folgen, daß sie Kräfte hätten, von den es eben so gut wäre, wenn sie selbe nicht hätten. Das wäre aber auch Alles, was folgen würde. Wenn nun aber die Menschheit die Kräfte, die in ihr liegen, nie ganz entwickelt, was wird daraus folgen? Daß sie Kräfte hat, von den es besser wäre, wenn sie selbe nicht hätte. Diese Folge ist wichtiger. Die übrigen Wesen würden die unvollendete Brauchbarkeit ihrer Kräfte nicht fühlen. Die Menschen fühlen sie mehr oder weniger, deutlicher oder undeutlicher, immer stark und hell genug zu ihrem Elend. Die übrigen Wesen würden ihre unbrauchbaren Kräfte gar nicht gebrauchen. Die Menschen mißbrauchen ihre Kräfte, wenn sie selbe nicht recht gebrauchen können. Die Natur soll also den Menschen gerade darum vor seinen Mitgeschöpfen ausgezeichnet haben, um ihn dadurch unedler und elender zu machen, als diese? Denn diesen feindlichen Zweck müßte sie bei seiner Ausstattung gehabt haben, wenn diese immer bloße Idee bleiben soll, — oder sie hatte gar keinen.

Betrachte ich die Natur noch näher, so bestättigt sie den Wink, den sie mir durch ihre allgemeine Zweckmäßigkeit giebt, auch durch jede besondere Behandlung der verschiednen Arten ihrer Produkte. Alle übrigen uns bekannten Wesen erreichen im Ganzen die ihren Begriffen entsprechende Vollkommenheit. Nur einige wenige Ausnahmen bleiben hinter dem allgemeinen Ziele zurück, wie nur einige Wenige es über-

schreiten. Die meisten Mineralien, Pflanzen und Thiere werden, was sie werden sollen. Nur wenige werden mehr, oder weniger, und werden dieses, sich selbst überlassen, seltener, als unter den Händen der Menschen. Die Gattung erreicht das in ihrem Begriff liegende Ziel, früher oder später, immer. Und gerade die Menschheit soll das nie? Diese soll nie werden, was jede andere Gattung von Wesen wird, — ganz entwickelt? Das Vollkommenste soll allein unvollkommen bleiben, während dem alles Unvollkommnere vollkommen wird? Die Natur soll gerade die Hauptlinie ihrer Schönheit nie vollends auszeichnen wollen, da sie alle ihre kleinern, unwichtigern Linien so sorgfältig ausarbeitet? Darf uns der Umstand, daß sie diesen großen, schweren Zug noch nicht vollendete, zu glauben verleiten, daß sie ihn nie vollenden werde? Steht das Meisterstück so schnell da, als die Brodarbeit? Und wenn nun vollends feindliche Zufälle, oder noch feindlichere Absichten finsterer Kunsthasser die Meisterhand auch überdieß oft noch stören, will man dann aus der verspäteten Vollendung auf die gänzliche Unterbleibung schließen? Die Künstlerhand, welche den Menschen bildet, wird nie müde. Unzähligemal unterbrochen beginnt sie ihre Arbeit immer wieder von neuem, und durch jede Unterbrechung nur mit neuen Erfahrungen bekannt gemacht, und durch jeden Widerstand zur neuen Thätigkeit aufgereizt, weckt sie sich neue Pläne und Kräfte, und weis sich zuletzt selbst ihre feindlichen Mächte dienstbar zu machen. Wir se-

hen durchgehends, daß in jedem Kampfe endlich immer die Natur gewinnt. Warum wollen wir denn gerade bei der Menschheit eine Ausnahme erwarten? Ist denn der Kampf hier schon vollendet, daß wir schon vom Siege der Feinde sprechen? Sind denn hier der Feinde so wenige, und so kleine, daß der Kampf schon vollendet seyn kann? Wird also in jeder andern Gattung der Dinge die Erreichung des Gattungsziel die Regel, und die Nichterreichung die Ausnahme, und nur in der Menschengattung diese immer die Regel, und jene die Ausnahme seyn? Wahrlich! wir Menschen müßen dann nicht jene Natur zu unsrer Mutter haben, welche die übrigen Wesen dazu haben.

Untersuche ich nun den Menschen selbst, und zwar vor Allem nur den Menschen in der Idee, so finde ich auch in ihm keine Ursache, ihn der Vervollkommnung seiner Art unfähiger zu glauben, als die übrigen Wesen der Vervollkommnung ihrer Art. Der Mensch ist, so wie jedes andre Naturprodukt, ein Inbegriff von Vermögen und Kräften, die zu seinem Zweck so angelegt sind, wie die Vermögen und Kräfte der übrigen Wesen zu ihren Zwecken. Die übrigen Wesen müßen ihre Zwecke überhaupt erreichen. Sie haben also nothwendige, ohne Selbstbestimmung handelnde Kräfte. Der Mensch soll seinen Zweck erreichen wollen. Er hat also nicht blos nothwendige, sondern zu seinen vorzüglichsten freie, nur durch Selbstbestimmung

handelnde Kräfte. Enthalten diese letztern nicht so gut den Grund der Möglichkeit der Erreichung ihres Zwecks, wie die erstern des ihrigen. Freilich führen diese der Regel nach immer zum Zweck; denn sie müßen. Jene führen nicht immer dahin; denn sie müßen nicht, sondern sie **wollen** nur, und das also nicht immer. Aber wir reden vor der Hand nicht vom **Seyn**, sondern vom **Können**. Das Können ist aber, wie wir sehen, in beiden Fällen gleich. Und wenn nur dieses ausgemacht ist, so fehlt alsdann hier nur noch das **Wollen**. — Jede Kraft des Menschen kann also, **für sich** betrachtet, immer zweckmäßig entwickelt werden, oder man zerstört den Begriff der Kraft. Soll daher eine Unmöglichkeit dieser Entwicklung vorhanden seyn, so muß sie **außer** der Kraft angetroffen werden (*). Wo kann sie nun seyn? Entweder in ihren Mitkräften im Menschen, oder ganz **außer** dem Menschen. Wir wollen vor Allem den ersten Fall untersuchen. — Also in ihren Mitkräften? Wie aber da? In einzel-

(*) Ich hoffe nicht, daß man hier etwa wieder das triviale Stückchen von der **Einschränkung** der Kräfte — auf der gemeinen alten Leier greifen werde. Das wissen wir ja schon lange, daß die Kräfte des Menschen eingeschränkt sind. Sein Zweck ist es ja aber auch. Er soll ja kein **Gott**, er soll nur ein **ganz entwickelter Mensch** werden. Dazu werden dann seine menschlichen Kräfte doch hinreichen. Der ihm seinen **Zweck** vorschnitt, der schnitt ihm ja auch seine **Kräfte** vor. Soll er nicht beidesmal nach dem **nämlichen** Maasstab geschnitten haben? **Schneidet nur ihr! Lamentatorn! von dem nichts weg, was jener stehn ließ!**

nen, ganz entgegengesetzten Kräften? So, daß z. B. eine Kraft, zu sehen, und dann eine Kraft, blind zu seyn, — eine Kraft, zu denken, und eine Kraft, jeden Gedanken wieder zu morden, — eine Kraft, zu wollen, und dann wieder eine Kraft, zu müßen, und nicht wollen zu können, im Menschen vorhanden wäre? — Aber auf diese Art hätte uns ja die Natur unsere Hände, Füße, u. s. f. nur zu einem unedeln, grausamen Spas gegeben; denn sie hätte zugleich immer die Sehnen und Nerven derselben abgeschnitten. Wir scheinen freilich manchmal solche feindliche Kräfte in uns zu fühlen. Allein ohne hier zu bestimmen, ob sie **wirklich zweierlei**, oder nur die nämlichen durch verschiedne Umstände nach verschiednen Richtungen wirkende Kräfte sind, ist doch so viel gewiß, daß der Kampf sowohl mit den feindlichen **Kräften**, wenn es abgesonderte sind, als mit den feindlichen **Richtungen**, wenn es nur Abweichungen übrigens harmonirender Kräfte sind, eben sowohl zum Vortheile, als zum Nachtheil des bestimmten Zwecks muß bestanden werden können, wenn nicht unser ganzes Dasein Possenspiel, aber von einer meist fürchterlichen Art, seyn soll. Die Kraft muß also die ihr feindliche Mitkraft eben so gut **überwinden**, als von ihr **überwunden werden**, eben so gut der ihr feindlichen Richtung **ausweichen**, als von ihr **fortgezogen werden können**. Sie muß das erste nicht nur eben so leicht, sie muß es auch noch leichter thun können. Sonst spielen wir wieder die vorige erbärmliche

Farce, nur unter einem andern Namen. Im idealen Menschen ist also kein Grund einer Unmöglichkeit seiner Veredlung vorhanden. Aber vielleicht ist es mit dem wirklichen anders. Vielleicht ist im Ganzen nicht mehr möglich, was in jedem Theil möglich ist. Jede Kraft für sich kann entwickelt werden, wenn ihr immer die gehörige Pflege zu Theil wird. Werden deswegen aber auch alle Kräfte miteinander entwickelt werden können? Der Mensch besitzt eine große Menge von Kräften. **Wird jede derselben in jedem Menschen gehörig gepflogen werden können?** Wird bei den meisten Menschen nicht wenigst die Zeit, wenn auch nicht die **Kenntniß** und der **Wille** dazu fehlen? Der wirkliche Mensch ist nicht nur **Mensch.** Er ist auch **Bürger.** Und da braucht dann dieser gewöhnlich schon so frühe so viele Zeit für sich, daß für jenen keine, oder nur eine sehr kleine übrig bleibt. — Wir wollen diesen Umstand izt näher untersuchen.

Die Entwicklung des ganzen geistigen Menschen ist viel einfacher, also auch viel leichter, als man gewöhnlich glaubt. Es ist wahr, der Kräfte des menschlichen Gemüthes sind sehr viele und sehr verschiedne. Allein sie sind so beschaffen, daß nur einige eine eigne Sorgfalt erfodern, um sich entwickeln zu können. Die übrigen sind dann bei einer richtigen Entwicklung dieser Hauptkräfte von selbst so brauchbar, als sie seyn sollen. Alle Gemüthskräfte des Menschen entspringen nämlich aus drei Hauptstämmen, aus dem

Erkenntnißvermögen, Gefühlvermögen und **Begehrungsvermögen.** Das Gefühlvermögen ist keiner Entwicklung fähig. Es ist in der Kindheit schon so thätig, als es nach der Beschaffenheit der übrigen Kräfte in diesem Zeitraum seyn kann. Das Kind fühlt, ohne es erst lernen zu müßen, Lust oder Unlust, so gut, als der Mann, nur bei andern Gegenständen und Vorstellungen, als bei welchen es dieser fühlt. Geht also in dem Leben des Menschen mit seinem Gefühle eine Veränderung vor, so besteht dieselbe nicht in einem Uebergang von Unbrauchbarkeit in Rücksicht aller Gegenstände zur Brauchbarkeit dafür, sondern in einer veränderten Anwendung einer schon immer vorhandenen Brauchbarkeit auf andere Gegenstände. Das Gefühlvermögen bedarf also keiner eignen Wartung. Das Begehrungsvermögen wird in seinem sinnlichen Theil von dem Gefühl bestimmt, und fodert daher in dieser Rücksicht auch keine besondere Aufmerksamkeit, und sein übriger Bestandtheil, unter dem Namen: **Wille,** hängt von den Einflüssen der Vernunft ab, in so fern diese gesetzgebend ist. Dieser ist also stark, oder schwach, je nachdem es die Vernunft ist. Eigentlich braucht also nur das **Erkenntnißvermögen** mit einer besondern Sorgfalt gepflogen zu werden. Freilich besteht aber dieser einzige Stamm noch aus sehr vielen Aesten und Zweigen (*). Seine **Grundbe-**

(*) Ich will, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Bedeutungen angeben, in welchen ich die hier angezeigten Bestandtheile des

standtheile sind die Sinnlichkeit, der **Verstand**, und die **Vernunft**, die theoretische oder blos schließende sowohl, als die praktische oder gesetzgebende. Nebst diesen giebt es aber noch andre abgeleitete Kräfte, die hieher gehören, als: Gedächtniß, Einbildungskraft, Urtheilskraft, u. s. f. Nach dem charakteristischen Kennzeichen ihrer Beschäftigungen kann man alle diese Grundbestandtheile, und abgeleiteten Kräfte, um sich bestimmt und kurz auszudrücken, unter folgende vier

Erkenntnißvermögens nehme. Ich verstehe unter Sinnlichkeit — das Vermögen der Seele, Vorstellungen durch Eindrücke zu bekommen, die Eindrücke mögen nun von äußern Dingen, oder von der Seele selbst hervorgebracht werden, wovon das erste bei der äußeren Sinnlichkeit, das zweite bei der innern geschieht, — unter Verstand — das Vermögen, die durch Eindrücke erhaltenen Vorstellungen zu denken, das ist, die in denselben vorkommenden mannigfaltigen Eigenschaften in einem Bewußtsein zu vereinigen; — unter Vernunft — das Vermögen, aus den nun auch gedachten Vorstellungen (Begriffen) mittelbare Schlüsse abzuleiten. Der Verstand schließt auch, aber unmittelbar, ohne Hilfe eines dritten Urtheils. Die Vernunft aber schließt nur mittelbar. In so weit nur die Vernunft ihre Thätigkeit blos bei Gegenständen des Erkenntnißvermögens äußert, heißt sie theoretisch, oder schließend; in so weit sie selbe aber auch auf Gegenstände des Begehrungsvermögens ausdehnt, heißt sie praktisch, oder gesetzgebend. Im ersten Falle sagt sie: So ist es — im zweiten: So soll es seyn. — Ferner verstehe ich unter Gedächtniß — das Vermögen, gehabte Vorstellungen wieder in das Bewußtsein zurückzubringen; — unter Einbildungskraft — das Vermögen, sich Gegenstände auch ohne ihre Gegenwart anschaulich vorzustellen; — unter Urtheilskraft — das Vermögen, zu bestimmen, ob irgend etwas besonderes unter einer allgemeinen Regel enthalten sei, oder nicht.

Klassen bringen. Die Sinnlichkeit, der Verstand, und die Vernunft sind **hervorbringende** Kräfte, denn sie bringen neue Vorstellungen hervor. Das Gedächtniß und ihre Unterarten sind **sammelnde**; denn sie behalten das Hervorgebrachte nur auf. Die Einbildungskraft und ihre Unterarten sind **verändernde**; denn sie setzen das Hervorgebrachte auf verschiedne Art zusamm. Die Urtheilskraft endlich, und ihre Unterarten sind **benützende**; denn sie wenden das Hervorgebrachte auf gewisse Zwecke an. — Nun sind nur die hervorbringenden Kräfte einer eignen Entwicklung fähig. Alle übrigen richten sich blos nach diesen, sind also jedesmal so brauchbar, unbrauchbar, oder unrecht brauchbar, als diese entwickelt, unentwickelt, oder schief entwickelt sind. Das **Gedächtniß** behält alles Nothwendige, was ihm die hervorbringenden Kräfte klar und deutlich übergeben. Die **Einbildungskraft** setzt nur richtige und würdige Bilder zusamm, wenn es nur solche Theile erhält. Die **Urtheilskraft** wendet ihre Mittel richtig zu den Zwecken an, welche nach Aussage der hervorbringenden Kräfte in denselben liegen. Verliert das Gedächtniß das Erhaltene leicht wieder, so übergaben es ihm die hervorbringenden Kräfte nicht recht. Ist die Einbildungskraft zügellos, so ward sie von den hervorbringenden Kräften mit zügellosen Bildern versehen. Urtheilt die Urtheilskraft unrichtig, so verschafften ihr die hervorbringenden Kräfte unrichtige Begriffe. Oder warum behält dann das deutsche Gedächtniß deutsche Wörter leichter, als

hebräische? Warum spielt die Einbildungskraft der Unschuld mit Blumen, und nicht mit Lüsten? Warum räth die Urtheilskraft des Schwachen — Talismane, als Mittel an? Es beruht also alles auf den hervorbringenden Kräften. Das so weitläufig geglaubte Geschäft der Entwicklung des menschlichen Gemüths ist daher nun auf die bloße **Entwicklung der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft** zusammgeschmolzen. Der Mensch soll vor Allem recht empfinden, selbst denken, selbst schließen, sich selbst gebiethen können. Wenn er einmal dieses kann, so kann er auch alles Uebrige, was er als Mensch können soll.

„Aber gerade dieses ist das schwerste, ist im Allgemeinen nie möglich, wenigst was das Selbstdenken, Selbstschließen, und sich selbst gebiethen anbetrifft.“ — Warum nicht? — Wir wollen zuerst einander recht verstehn. Wenn ich sage, der Mensch soll selbst denken, selbst schließen, sich selbst gebiethen lernen, so heißt das nicht, er soll tief denken, scharf schließen, und sich so beherrschen lernen, wie ein Gott seine Schöpfung beherrscht. Es heißt nur, er soll das allgemein nothwendige denken, soll die allgemein wichtigen Schlüsse machen, soll sich so beherrschen lernen, wie ein Herr seine Haushaltung beherrscht. Es heißt also nicht, er soll ein Virtuos im Denken und Schließen, ein Held im Selbstüberwinden, sondern nur, er soll in allen diesen Dingen ein Mensch werden. Er soll nicht außerordentlich viel

wissen, und sehr glänzend handeln, sondern nur das Nöthige, was er braucht, recht und selbst wissen, und nicht blos andern krüppelhaft nachglauben, — soll recht und selbst handeln, und sich nicht blos von andern, oder von dem niedrigern Bestandtheil seiner selbst behandeln lassen. — Worinn liegt nun hier eine Unmöglichkeit einer allgemeinen Entwicklung dieser Denk- und Handlungs-Kräfte? Sind sie im Allgemeinen der hierzu nöthigen innern Stärke nicht fähig? Sie für sich können derselben nicht unfähig seyn, sonst sind sie, wie wir schon hörten, die Kräfte nicht, die sie sind. Sie müßten derselben erst durch äußere Einflüsse unfähig werden. Nun können aber diese äußern Hindernisse keine von der Natur selbst aufgestellte seyn, sonst würde diese wieder sich selbst widersprechen, und ihre eignen Absichten zerstören. Sie müßen also willkührliche, von Menschen hervorbrachte, seyn, die, weil sie von diesen hergesetzt wurden, von ihnen auch wieder weggenommen werden können. Wir sehen ja wirklich, daß diese Kräfte ungeachtet dieser äußern Hindernisse doch schon oft, und manchmal selbst da selbstthätig sind, wo wir es am wenigsten vermuthen. Wir erstaunen ja sehr oft über das unerwartete kraftvolle Leben manches gesunden Menschenverstandes, und manches reinen Naturherzens in einer Gegend, und unter einer Volksklasse, deren verdorbener Dunstkreis nichts weniger, als eine solche Gesundheit und Kraft erwarten ließ. Was läßt sich von der Zukunft erwarten, die eine gereinigtere Gedankenluft verspricht?

Doch davon später! Izt nur noch dieses! Die hervorbringenden Kräfte des Menschen erreichen izt ungeachtet der sie ungünstigst beherrschenden Einflüsse schon überhaupt den nothdürftigen Grad von innerer Stärke, der zur kümmerlichen Erhaltung des kurzen und ärmlichen Daseins ihrer Eigenthümer nöthig ist, und bei nur weniger ungünstigen Umständen oft sogar gleich einen sehr ausgezeichneten Grad. Sie sind daher im Allgemeinen der zu ihrer Brauchbarkeit nöthigen innern Stärke fähig. — Sind sie aber vielleicht einer gleichen Ausdehnung nicht fähig? Können die Menschen, wenn sie auch selbst denken, und sich selbst beherrschen können, vielleicht nicht über so viele Gegenstände denken, und in so vielen Fällen beherrschen, als es zur allgemeinen Glückseligkeit und Würde nöthig ist? — Die allgemein nothwendigen Kenntnisse, und die gewöhnlich nothwendigen Tugenden sind nicht so ungeheuer viele, daß nicht jeder Verstand die ersten, jedes Herz die letzten sollte fassen können. Was hier manchem so ungeheuer scheint, ist blos das viele Irrige, was der Verstand nicht wissen, und das viele Böse, was das Herz nicht lieben soll. Izt ist es freilich noch sehr oft eine ungeheure Arbeit, einem Menschen seine nothwendigen Kenntnisse und Tugenden beizubringen; denn man muß ihn fast immer erst von dem ungeheuren Wust von Irrthümern, Thorheiten und Lastern reinigen, mit dem er überhäuft ist. Der Stall des Augias foderte einen Herkules. Kann man denn

aber nicht dafür sorgen, daß es nie der Stall des Augias werde? — Wie kann man ihn verhindern? Vorzüglich dadurch, daß man ihn nicht wolle. Werft nicht so viel Unrath in den Menschen hinein! Von selbst sammelt sich in ihm nie so viel. Es sind die Irrthümer und Laster mehrerer Menschengeschlechter in mehrern Jahrhunderten nöthig, um den Menschen so sehr zu verwüsten, als er gewöhnlich verwüstet ist. Er für sich allein bringt nicht so viel Verwesungsstopf hervor. Bewahrt ihn durch eure Lehren und Beispiele vor diesem fremden Verderben, und ihr werdet nicht so außerordentlich viele Mühe haben, ihn auch von den wenigen Fällen seines eignen zu bewahren. Säet dann auch noch dort und da ein gutes Saamenkorn, die meisten hat die Natur schon gesäet. Ihr werdet erstaunen, welche Segen der reine und saftvolle Boden treiben wird. Vor Allem also! Schadet nicht! Zwingt besonders den jungen Menschen nicht, zu denken, wo er erst nur noch empfinden, zwingt ihn nicht, zu schließen, wo er erst nur noch denken kann! Zwingt ihn nicht, euch nachzusagen, was er euch nicht nachdenken kann, und mit euerm Kopf zu denken, wo er es mit dem seinigen versuchen will! Zwingt ihn nicht, euern Launen und Leidenschaften zu gehorchen, damit er nicht lerne, das nämliche gegen seine Launen und Leidenschaften zu thun! Beherrscht euch selbst, und gebt nicht zu, daß Er euch beherrsche, und laßt euch nicht merken, daß ihr ihn beherrscht. Die Nothwendigkeit sei es,

was ihn zuerst zu beherrschen scheine, dann scheine die Klugheit die Zügel zu übernehmen, und zuletzt endlich werde seinem Gefühle die Sittlichkeit aufgeführt, die ihm nun die Zügel der Leitung selbst übergiebt. Er wird sich zu rechter Zeit selbst beherrschen können, wenn er nicht zu frühe andere beherrschet hat, oder von andern despotisirt worden ist. — Der Umfang der nöthigsten Kenntnisse und Tugenden ist also nicht so groß, daß nicht in jedem Menschen Raum genug für ihr Dasein, und in jedes Menschen Jugend Zeit genug für ihre Erwerbung seyn sollte. Zur **Beförderung** der Entwicklung der Kräfte ist oft nicht einmal so viele Kraft und Zeit nöthig, als zur **Unterdrückung** derselben. Es wird oft mehrere Anstrengung erfodert, einen Irrthum, als eine Wahrheit zu lernen, — oft mehr Aufopferung, thöricht und lasterhaft, als weise und tugendhaft zu seyn. In den letzten Fällen wird die Kunst von der Natur unterstützt. In den ersten muß die Kunst allein Alles thun, und dabei noch wachen, daß die Natur nichts dagegen thue. Die Bäume im **Obstgarten** bedürfen nur einiger Pflege gegen Dürre und Kälte, und manchmal einiger Reinigungen. Die unfruchtbaren Baumgestalten im **Park** müßen aber überdieß auch noch beständig unter der Scheere gehalten werden? — Es kann also jeder Mensch selbst denken lernen, wenn man ihn nicht mit Gewalt zum **Nichtdenken** zwingt. Jeder Mensch kann alle **nothwendige Wahrheiten** kennen und behalten lernen, wenn man nicht die dazu nöthige Kraft

und

und Zeit zur Erwerbung, und Behaltung eben so vieler Irrthümer und Thorheiten verschwendet. Jeder Mensch kann sich selbst beherrschen lernen, wenn man ihn nicht immer zu gehorchen zwingt, und nicht selbst vor seinen Augen solchen Mächten gehorcht, die keinen Gehorsam verdienen. Jeder Mensch kann sein eigner Herr werden, wenn man ihn nicht schon früh gewöhnt, sein eigner Sklave, oder der Despot Andrer zu seyn.

„Das ist aber Alles erst noch immer nur in der Idee leicht, glaubt ihr? In der Wirklichkeit aber geht es damit nicht so leicht. Wenn kein schon vorhandener Irrthum, kein schon vorhandnes Laster auf Gelegenheit, den Menschen zu verderben, lauerte, dann, meint ihr, möchte es leicht seyn, ihn zu veredeln. Allein, leider! treffen wir beide in der Wirklichkeit schon gegenwärtig, und noch dazu sehr mächtig an. Wer kann ihre Einflüsse vereiteln?" — Der es ernstlich will. — „Aber der kann es nur im Einzelnen?" — und dadurch endlich im Allgemeinen. Mehrere Einheiten machen ja auch einmal ein Sümmchen, und mehrere Sümmchen zuletzt eine Summe. Kennt ihr den Gang der Fortpflanzung nicht? Es waren ja einst auch nur zween Menschen. — „Aber der Irrthum und das Laster pflanzen sich auch, und wie wir sehen, schneller fort." Richtig! Aber gerade so war es auch mit den wilden Thieren, und doch sind ihrer izt weniger, als Menschen, und werden immer weniger werden, je mehr Menschen sind. — „Allein

sie werden nie ganz ausgerottet werden." Ja! wie das schädlich wäre. Sie werden aber auf eine für die Menschheit überall unschädliche Zahl herabgebracht werden. Und dieses wenigst wird endlich auch mit dem Irrthum und Laster geschehen, aber freilich erst später, da der Kampf gegen diese Ungeheuer viel schwerer ist. — Schätzen wir uns indeß glücklich, daß der Kampf nicht mehr so ganz ungleich ist, als einst, daß der Sieg nicht mehr so unausgesetzt auf der Seite der Feinde ist, daß nun doch schon so manches Korps derselben in die Flucht geschlagen ist! Schätzen wir uns glücklich, daß es doch nur einmal zum Kampf gediehen ist. Einst war es ja nicht einmal dieses. Einst lagen ja die Wahrheit, und die Tugend ganz danieder, und der allmächtige Irrthum, und das hochherabherrschende Laster hielten die niedergetrettenen Sklaven gar nicht einmal eines Kampfes werth. Spürten sie eine Bewegung, so schlugen sie die frevelnde Kraft mit ihren Fesseln bald wieder zur Ruhe. Die Feinde der Menschheit herrschten ungestört. Kein Gegner, der sich mit ihnen messen konnte, stand da. Alles verdarb, war verdorben, oder lag. Izt mißt sich der Gedanke schon an der Meinung, die Menschheit schon an ihren Feinden. Die Wahrheit fühlt sich stark genug zum Kampf mit dem Irrthum. Die Kraft packt die Willkühr. Wo einst Fesseln rasselten, da klirren izt Bajonette und Säbel. Werden diese mehr ausrichten, als jene? Aus dem Blute eines einzigen Märtirers sproßten oft zehn neue Anhänger

der guten Sache auf. Werden aus dem Blute eines ganzen Schlachtfeldes nicht oft neue Vertheidiger zu Tausenden hervorgehn. Die Wahrheit hat die vom Irrthum nie geglaubte Eigenschaft, daß sie selbst durch **Niederlagen** gewinnt. Hoffen wir also muthig ihrem endlich allgemeinen Sieg entgegen! Sie ist mit einer Macht alliirt, die zuletzt immer siegt, **mit der Natur.**

Dieß sind einige **Hauptgründe** meiner Ueberzeugung von der Möglichkeit einer allgemeinen Veredlung der Menschen. Der für die meisten angreifendste Grund, glaube ich, ist das unläugbare **Vorrücken der Menschheit.** Sie sehen izt dieselbe wirklich schon auf jenem Standpunkt, und im Besitze jener Mittel, noch höhere Punkte zu erreichen, daß sie sich gezwungen fühlen, wenigst die bedingte Möglichkeit einer allgemeinen Veredlung zuzugeben. Sie sagen nämlich: „Wenn die Menschheit von dem Grad der Kultur, auf dem sie sich izt befindet, und schon öfter, wenigst zum Theil befand, nicht immer wieder zurückgeworfen würde, so würde sie freilich auf dieser Stufe nicht stehn bleiben, sondern so lange vorrücken, bis sie das, was sie angefangen hat, auch vollendet hätte. Allein ein böser Genius hält sie, wenn sie einen Theil ihrer Laufbahn nach Veredlung zurückgelegt hat, nicht nur von weitern Fortschritten ab, sondern drückt sie gar wieder mit feindlicher Unwiderstehlichkeit auf den ersten Standpunkt, von dem sie ausgieng, oder gar noch weiter zurück. Dort kann sie nun ihre undankbare Anstren-

gung wieder von Vorne anfangen, um sich nach neuen vergeblichen Versuchen abermal am Anfange ihrer Bemühungen, oder hinter denselben zu sehen. Und so war und bleibt dann die Kultur der Menschheit ein vollendungsloses Herumtreiben zwischen Ebbe und Fluth, wo die abwechselnden Wogen die beherrschten Nachen bald vorwärts tragen, bald wieder zurückschleudern, aber nie an das gewunschne Goldland bringen.“

Auch ich stelle mir das Vorrücken nicht wie eine sichere Landreise, sondern wie eine gefahrvollere Fahrt auf dem Meere vor. Viele verunglückte Versuche können ihr Fortkommen verzögern. Müßen sie selbes aber vereiteln? Können nicht neue Versuche glücklicher seyn? Müßen sie es nicht seyn, da sie durch das Unglück der erstern klüger und gewisser geworden sind? Wie viele erste Seefahrer mögen auf ihren Flötzen wieder zurückgeworfen worden seyn, ehe es endlich einem glückte, mit seinem Schiffe die hohe See zu erreichen, und das erste fremde Land zu entdecken? Wenn nun einer der ersten zurückgetriebnen Schiffer aus seinen öftern mißlungenen Versuchen die Schlußfolge zog, daß man, wenn man eine Strecke fortgeronnen sei, immer wieder umzukehren genöthigt werde, — schloß er richtig? Er rann nur. Er segelte noch nicht. — „Aber man segelt izt, und und geht doch zu Grunde.“ — Wer? die Schiffart, oder die Schiffe?

Wir wollen also izt einige Hauptgründe für die **Möglichkeit einer bleibenden Veredlung** der Menschen durchgehn.

Welchen Grund hat man für die **Unmöglichkeit** einer bleibenden Kultur? — Das Verschwinden der schon vorhanden gewesenen? Was berechtigt denn aber auch hier wieder zur Schlußfolge vom **Nicht Seyn** auf das **Nicht Können**? Und wenn man selbst diese seltsame Logik gelten lassen wollte, was berechtigt alsdann noch bei einem **paar** Fällen zur Festsetzung einer Regel für alle Fälle? „Die Griechen und Römer sanken. **Also müßen alle Völker wieder sinken.**" Welcher Schluß? — Oder wollt ihr so sagen: „Nicht nur die Griechen und Römer, sondern auch alle übrige Völker fielen wieder in die Niedrigkeit des Mittelalters zurück?" Das heißt also: die ganze schon einmal kultivirtere Menschheit sank wieder einmal von ihrer Kultur herab? — Da haben wir aber dann wieder erst **Einen** Fall. Oder wollt ihr nach Nationen rechnen, und die Rechnung so stellen: Alle Nationen versanken wieder allemal in Rohheit? — Dann heißt aber dieses Allemal für jede Nation doch nicht mehr als **Einmal**, und der Rechnungsabschluß wirft uns wieder nur eine **Einheit** ab. — Schließt nach eurer Methode doch auch über andre Gegenstände so! — Z. B. Eine allgemeine Wasserfluth überströmmte einst unsre Erde. Jedes einzelne Land litt schon einmal eine zerstörende Theilüberschwemmung. Also muß nach gewissen Zeiträumen eine allgemeine

Ueberschwemmung wiederkehren. Also müßen den erfahrnern Nachkommen die abermal eintrettenden Theilüberschwemmungen immer wieder so verheerend werden, als den weniger erfahrnen Vorfahren. — Oder: Der erste Weltumsegler kam auf seiner Reise um. Den ersten Schießpulvermacher sprengte sein Fabrikat in die Luft. Also müßen alle nachfolgenden Weltumsegler auch umkommen, alle nachfolgenden Schießpulvermacher auch in die Luft springen. — Welche Schlüße! Ist das die gerühmte Weisheit, die euch eure Geschichte lehrt? Doch! Laßt hören, ob die Geschichte selbst nur das sagt, was ihr sie sagen läßt! — Sanken alle die Völker der Vorzeit immer wieder von selbst zurück, oder wurden sie, — wenigst viele, — von andern Völkern, die roher, aber stärker waren, zurückgeworfen? Das letzte. Also wäre ja die Rückkehr dieses widrigen Geschickes mit der Abnahme der Anzahl ungebildeter, und mit der Zunahme der Zahl gebildeter Völker immer weniger zu befürchten. — Ferner! Fielen sie immer wieder ganz auf den ersten Standpunkt ihrer innern und äußern geistigen Armuth zurück? Oder erhielten sie sich doch bei aller innern Verarmung immer noch wenigst bei einigen äußern Quellen einer wieder zu erlangenden Wohlhabenheit? Die innern Besitzungen verloren sich freilich sehr. Die äußern aber nie so sehr. Die Gedanken und Tugenden wichen. Aber die Mittel, die erfunden waren, jene zu wecken, und diese anzufeuern, blieben, wenigst großentheils. Sie wirkten

nicht mehr. Aber sie konnten doch, da sie nun doch schon **waren**, wieder schneller zu **wirken** anfangen, als wenn sie erst auch wieder zu seyn hätten anfangen müßen. Der Geist der Schönheit und Wahrheit verschwand, aber nicht in sein ehemaliges **Nichts**. Er zog sich nur in seine ihm eigne **Unsichtbarkeit** zurück. Er, der einst ihm verwandte **Geister** belebte, lebte nun nur noch (aber er lebte doch noch) in den ihm auch verwandten **Formen** der Kunst, und in den unsterblichen **Werken** der Wissenschaft, welche er der allgemeinen Verheerung durch eine glückliche Entfernung aus der Bekanntschaft der Menschen zu entziehen wußte. Von da aus spähte er dem glücklichen Zeitpunkt einer wieder empfänglichern Menschheit ab, und begann dann seine Arbeit an ihr mit **erfahrnerer** Hand, als zuvor. Selbst während seiner Abgeschiedenheit in den Ruinen des alten Geschmacks und Studiums war die Menschheit nicht so ganz von ihm verlassen, als während seinem ersten **Nichtdasein**. Es blieben ihr doch einige der Erstlinge seiner Gaben zum Gebrauche. Die kultivirten Völker sanken von ihrer **Kultur** in **Barbarey**, aber nicht in **volle Wildheit** zurück. Und von jener ist zur Kultur doch nicht so weit, als von dieser. Kann nun die Menschheit jedesmal von einem schon höhern Standpunkt mit mehrern Hilfsmitteln versehen nicht weiter vorrücken; als sie einst vorgerückt war? Und kann sie dort auf ihrer **größern** Höhe unter dem Schutze **mächtigerer** Kräfte nicht sicherer stehn, als sie auf ihrer **kleinern**, **weniger** be-

schützt stand? — Bleiben wir bei dem vorhin gewählten Gleichnisse! Die Menschheit trieb bisher immer noch auf dem Ozean der Meinung herum. Kein Wunder! wenn sie, mit seinen Sandbänken, Klippen, Strömen und Winden noch lange nicht genug bekannt, oft, schon weit vorwärts gerückt, wieder umzukehren genöthigt ward. Sie gewann doch immer dabei. Wenn sie auch das feste Land der Wahrheit selbst noch nie erreichen konnte, so nahe sie ihm auch schon war, so hatte sie doch schon manches näher liegende Eiland, auf dem sie bei wieder eintrettender Gefahr verweilen, so hatte sie manche gefährliche Gegend des Weges entdeckt, der sie bei einem neuen Versuch ausweichen konnte. Sollte sie nun nicht endlich einmal das Land der Verheißung selbst erreichen können? Und wird sie alsdann von ihrem sichrern Dasein auf dem festen Boden wieder zurückgespült werden können, wie sie es von ihrem unsichrern auf dem hin und her wogenden, konnte? — „Doch! das gesuchte Goldland ist gar nicht einmal vorhanden." Das wißt ihr doch nicht wieder aus eurer Geschichte? Freilich! wenn ihr darunter ein Land versteht, wo die Berge vom gediegnen Gold, und nur mit Felsen von Diamanten untermischt sind, so bin ich mit euch verstanden. Versteht ihr aber mit mir nur ein an Gold und Edelsteinen, und tausend nützlichern Produkten reichers Land, nämlich ein so gesegnetes, daß es alle Bedürfnisse, wenn gleich nicht alle Lüste seiner Ankömmlinge, die endlich schon klüger seyn werden, befriedigen kann, so

verweise ich eure Zweifel auf die Worte und Thaten das Kolumbus, der schon einmal ein solches nicht vorhandnes Land entdeckte. — Nun! was sagt denn also das einzige Kriterium der Wahrheit, das ihr kennt, — die Geschichte? Sie sagt: die Menschen sanken von ihrer schon einmal errungenen Kultur wieder herab. Und Ihr sagt: Sie müßen immer wieder herabsinken. Sie sagt: die Menschen wurden mitunter auch manchmal herabgeworfen. Und ihr sagt: Sie sanken immer von selbst herab. Sie sagt: Die Menschheit verlor viel von dem, was sie schon gewonnen hatte. Und Ihr sagt: Sie verlor wieder Alles. Sie sagt: Die Menschheit konnte auf den Fluthen, auf den sie bisher herumtrieb, noch keinen festen Standpunkt gewinnen. Und Ihr sagt: Sie kann es auch auf dem festen Lande nicht. Sie sagt endlich: Das gesuchte glückliche Land wurde noch nicht entdeckt. Und Ihr sagt: Dasselbe ist nicht vorhanden. — Geht Ihr auf diese Art aufrichtig zu Werke? Das nenne ich mir ja wieder das alte Blendwerk mit den Orakeln aufgetischt! Dort stellte sich auch der Priester hinter den Götzen, und sprach durch diesen, was ihm taugte. — Doch wir wollen nicht länger bei den Gründen gegen die Möglichkeit einer bleibenden Veredlung verweilen, sondern zu den Gründen dafür fortgehen.

Das Abnehmen oder Verschwinden der Kultur muß jedesmal entweder durch innere oder äußere Ursachen bewirkt werden. Zu jenen rechne ich den in

ihr selbst noch liegenden Krankheitsstoff, der von selbst in solche Irrthümer und Laster ausbricht, daß eine unvermeidliche Verwilderung die Folge davon ist. Zu diesen rechne ich die außer ihr befindlichen Krankheitsmächte, welche durch fremde Seuchen das Leben vergiften, das für sich unsterblich wäre. Alle diese beiden Ursachen hören nun für die allgemeine Veredlung auf, gefährlich zu seyn; denn sie hören auf, für sie da zu seyn, wenigst in solcher Stärke da zu seyn, daß sie noch von allgemeiner Wirksamkeit wären. Die innere Allgemeinheit der Kultur giebt dem Menschen den vollen Gebrauch aller seiner Kräfte, setzt ihn also in den Stand, sich selbst nur Leben und Gesundheit zu erzeugen, und die kleinen Anfälle von Schwäche bald wieder in die ganze Vollkommenheit seines Wesens zu verwandeln. — Die äußere Allgemeinheit der Kultur giebt allen Menschen, oder doch der Mehrheit derselben den richtigen Gebrauch ihrer Kräfte, und setzt sie also dadurch auch außer Gefahr, das Leben, das sich im Innern selbst erzeugt und ernährt, von Außen angegriffen und zerstört zu sehen. Die allgemeine Kultur hat daher weder von sich selbst mehr etwas Wichtiges zu besorgen, weil sie alle Kräfte, — noch von der Barbarei außer sich, weil sie alle Menschen, oder doch die meisten und mächtigsten umfaßt. Die Ursachen, welche die schon einmal errungene Kultur wieder zerstörten, lagen in den noch nicht hinlänglich kultivirten Kräften, und in den meisten noch nicht hinlänglich kultivirten Men-

schen. Diese Ursachen fallen aber bei einer allgemeinen Kultur weg.

Man wird aber vermuthlich wieder weniger daran zweifeln, daß die Veredlung der Menschen, wenn sie nur einmal allgemein ist, auch **bleibend** seyn könne, als daran, daß sie **allgemein werden** könne. Ich verweise also hier nochmal auf die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer allgemeinen Veredlung selbst. Ist man von dieser Möglichkeit überzeugt; so ist man es von der Möglichkeit ihrer Dauer leicht auch. Die nämlichen Gründe, die für jene gelten, gelten unter kleinen Veränderungen auch für diese. Die Hauptschwierigkeit für beide Fälle wird man immer nur darinn finden, daß von jedem schon errungenem Grade der Kultur, wenn er noch nicht der höchste ist, stäts wieder ein neuer Rückfall zu befürchten bleibt, und zwar eben deswegen, **weil er noch nicht der höchste**, also von innern und äußern Feinden, welche an diesem Sturz arbeiten, besetzt ist. Ich glaube den darüber angeführten allgemeinen Gegengründen durch einen besondern Blick auf unsre gegenwärtige Kultur noch ein neues Gewicht geben zu können. Es ist nämlich izt bei unsrer gegenwärtigen Kultur nicht mehr blos **möglich**, daß sie nicht wieder in Barbarei zurücksinke, sondern es ist sogar schon höchst wahrscheinlich. Wir untersuchen daher izt nicht bloß die allgemeine **Möglichkeit** einer bleibenden Kultur

überhaupt, sondern die Wahrscheinlichkeit der Dauer unsrer itzigen.

Die Kultur der Menschen hat izt an innerer Stärke schon so sehr zugenommen, daß es nicht mehr wahrscheinlich ist, daß sie nochmal so sehr werde unterbrochen werden, als sie im Mittelalter unterbrochen wurde. Es ist wahr, die neuere Kultur stellte die ganze menschliche Natur noch nicht wieder so rein und schön dar, wie die alte in Griechenland. Sie arbeitete das Gemälde noch nicht wieder ganz, sondern nur in einzelnen Zügen, aber in diesen auch größer, und unvertilgbarer aus. Die Meisterhand, die die Menschheit bildet, hat also, wie wir sehen, ihren ersten Plan geändert. Sie will itzt langsamer, aber dauerhafter bilden. Oder sie hat vielmehr in der griechischen Natur überhaupt nur eine zwar reine, aber flüchtige Skizze, ein zwar meisterhaftes, aber doch nur vorübergehendes Modell aufgestellt, nach dessen geistvollen Formen dann das bleibende Meisterstück selbst zwar nicht so schnell, aber desto unvergänglicher gebildet werden sollte. Das Modell löst sich wieder auf. Aber das Meisterwerk trotzt der Zeit. Betrachten wir den Gang und den Zustand unsrer itzigen Kultur näher!

Man macht es ihr zum Vorwurf, daß sie immer nur die eine, oder die andere Kraft des Menschen vorzugsweise, und also ohne gehörigem Verhältnisse zu den übrigen Mitkräften ausbilde, daß sie daher außerordentliche erhöhte Theile, aber kein harmonisches

Ganze liefere. Man hat Recht. Sowohl in einzelnen außerordentlichen Individuen, als im ganzen kultivirtern Geschlecht hat izt gewöhnlich Eine Kraft ihr Verhältniß zu den übrigen überschritten. In jenen findet man immer entweder blos die Einbildungskraft, oder den Witz, oder den Verstand, oder den Scharfsinn — wie riesenmäßig hervorragen. Selbst bei diesem zeichnet sich schon der Verstand unverhältnißmäßig aus. Das izt kultivirte Geschlecht weiß in Vergleichung mit den vorigen schon sehr viel. Aber dieses Wissen ist auch alles, wodurch es sich auszeichnet. Die andern Kräfte, mit den es schließen, fühlen, wollen soll, sind überhaupt noch so klein, daß man sie kaum bemerkt. — Allein was folgt aus diesem? Folgt daraus, daß die izt verhältnißlos, aber fest gebildeten Theile wieder so leicht vergehen werden, als das einst verhältnißmäßig, aber locker, gebildete Ganze? Wahrlich nicht? — Sondern es folgt, daß es zwar zur vollendeten Bildung noch nicht genug sei, einzelne gebildete Theile zu haben, daß aber auch die Bildung erst angefangen, und zwar desto gründlicher angefangen habe, da sie einzelne Theile schon mit solcher Bestimmtheit und Festigkeit ausarbeitete, daß also ihre bisher freilich blos theilweisen, aber mächtigern Formen nicht mehr so leicht werden zerstört werden können, als einst ihre ganzen, aber zärtern. Wirklich! dem nun stärkern Verstand wird seine Selbstständigkeit, wie klein sie auch noch seyn mag, nicht mehr so leicht genommen werden können.

Dem nun weiter sehenden Scharfsinn wird sein Blick nicht mehr so leicht geblendet werden können. Der nun erfahrnern Einbildungskraft wird ihr Gleichgewicht nicht mehr so leicht ganz verrückt werden können. Wir erblicken in den Alten einen glücklichern Verstand, in den Neuern aber einen gründlichern, — in jenen einen feinern Scharfsinn, in diesen einen gewissern, — in jenen eine liebenswürdigere Phantasie, in diesen eine unverführbarere. Selbst was die Sittlichkeit anbetrifft, bewundern wir in jenen einen reinern Sinn für die Tugend, in diesen aber eine bestimmtere Ueberzeugung. Freilich spornt diese Ueberzeugung nicht so zu Thaten, wie jener Sinn. Aber auch dieser wird wiederkehren, und dann, geschützt durch die Ueberzeugung nicht wieder verscheucht werden. Wir bewundern also in den Alten ein harmonievollers Ganze, und in den Neuern nur abgesonderte, aber nicht mehr blos glückliche, sondern gründliche Theile. Wir befinden uns in einer Künstlerwerkstätte, wo der Künstler das Modell, das er einst machte, und das ihm zerstört wurde, sich nun blos im Geist vorhaltend, eben an einigen Theilen des Kopfs seiner Statue selbst arbeitet. Diese Theile gehn schon sehr bestimmt aus seiner Hand hervor. Die übrigen sind aber erst aus den äußersten Hüllen herausgearbeitet. Wird die, zwar noch unvollendete, aber festere Statue selbst so leicht wieder zerstört werden können, als ihr vollendeters, aber zärters Modell?

Es sind aber die Kräfte izt nicht nur gründlicher und bleibender, sondern es sind auch mehrere Zweige derselben entwickelt. Unsre Kultur ist nicht blos, weil sie meist einseitig ist, deswegen auch von dieser Seite tiefer und fester, sondern sie ist auch, ungeachtet sie nicht so ganz ist, als sie einst war, doch im Ganzen schon ungleich vielseitiger, als sonst. Wir besitzen nun von manchen Künsten und Wissenschaften das **Land** selbst, wovon man einst nur den **Namen** hatte. Wir besitzen von andern **mehrere** Provinzen, von den man sonst kaum **Eine** recht besaß. Wir besitzen endlich von ganz neuen auch ganz ungeahndete Gegenden, und sehen, je weiter wir auf dem sonst nie so sehr befahrnen Ozean des Wissens vorrücken, immer wieder neue Länder am Gesichtskreis heraufsteigen. Wird dieses nun schon so mächtige Reich des Wissens wieder so leicht aufgelößt werden können, wie einst, da es in seinem frühern Entstehen noch ungleich schwächer war? Wird es, wie eines der andern irdischen Reiche, unter seiner eignen Größe einsinken? Fürchtet das nicht! Das Reich der Wahrheit ist ganz andrer Natur. Es gewinnt an Stärke, wie es an Umfang gewinnt. Wenn die Annäherung zur Universalmonarchie jede **willkührliche Gewalt** in sich selbst zerstört, so giebt sie der **Gewalt der Wahrheit** nur mehr Festigkeit. Je mehr die Menschen **Wahres** wissen, desto weniger kann ihnen ihr Wissen wieder entrissen werden. Jede neue Kenntniß entzieht der Unwissenheit eine Stelle, auf welcher der Irrthum,

und die Bosheit den übrigen Kenntnissen den Tod kochen können. Mit jeder neuen Kenntniß gewinnt also die Sicherheit aller Mitkenntnisse neues Leben. Oder kann denn der Aberglaube bei unsern izt ausgebreitetern Naturkenntnissen nochmal so gefährlich werden, als er's bei den einst eingeschränktern wurde? Ist der Zweifel bei unsern nun berichtigtern Urbegriffen noch so unverwundbar, als er es bei den einst unbestimmten oder willkührlich bestimmten war? Wird das Laster gegen die nun auch durch gründliche Ueberzeugung geschützte Tugend noch so allgemein triumphiren können, als es dasselbe gegen die durch einen blos glücklichen Sinn bewachte im Stande war? Einst hatte ja der Aberglaube in dem ganzen geheimen Gebiethe der Natur ein weites Feld für seine Unternehmungen. Izt hat er dasselbe größtentheils verloren. Einzelne seiner neuern Bemühungen, es wieder zu erobern, dienten nur, seine Schwäche und Lächerlichkeit noch auffallender zu zeigen. Er hat nun keinen festen Boden mehr, auf dem er sein Geschütz aufstellen kann. Seine sonst so fürchterliche Artillerie ist also nun im Ganzen unschädlich. Sie erschreckt nur einige, bezwingt aber nicht mehr, wie einst, alle. — Einst wär es dem Zweifel leicht, die vom bloßen gesunden Menschenverstand bewachten Urquellen des Denkens durch künstliche Grübeleien zu vergiften. Izt ist die Wache an diesen Hauptthoren der menschlichen Erkenntnisse verdoppelt. Eine gründliche Ueberzeugung hält nun gemeinschaftlich mit dem gesunden Menschenver-

stande

stande diese Eingänge besetzt. Der Schleichhandel wird die erfahrnere Aufsicht nicht mehr so leicht hintergehn, und wenn er sie manchmal auf einige Augenblicke überlistet, in seiner nun kennbaren Seltenheit immer schnell genug ergriffen werden. — Einst hatte das Laster immer einen entscheidenden Vortheil für sich voraus. Es warf sich nämlich, wenn es auch den moralischen Sinn von der Tugend besetzt fand, in die durch keine deutliche Urbegriffe bestimmte Ueberzeugung, besetzte diese mit ihren Trugschlüssen, und griff die Tugend von da, wie von einem Kastel an, das bei übrigens auch sehr ungleichen Kräften doch die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich hat. Izt ist dieser Vortheil dem Laster im Allgemeinen abgeschnitten. Die neueste **Philosophie** hat nun auch in diesen Hauptposten der Sittlichkeit eine Abtheilung ihrer sonst immer siegreichen Macht gelegt. Die **Ueberzeugung** ist nun durch **verbündete Begriffe**, wie der Sinn durch **freundschaftliche Gefühle** besetzt. Wollen die Trugschlüsse wieder einen Angriff auf den Hauptpunkt wagen, so finden sie ihn nicht mehr unbewacht, sondern durch die tiefsten und deutlichsten Spekulationen vertheidigt. Wir haben izt nicht nur Aussichten auf eine einmal wirkliche Metaphysik der **Natur**, sondern auch auf eine Metaphysik der **Sitten**. Das einzige Bollwerk der Leidenschaft ist dem Laster noch offen. Doch dieses ist im Ganzen so gefährlich nicht, als das Bollwerk des Begriffs. —

Ich habe hier nur die Hauptgewinne unsrer in getheilter Rücksicht innerlich größern Kultur berührt. Wer mehr in das Einzelne gehen will, wird auch die kleinern Theile fast insgesammt größer finden, als sie einst waren, und wird dort Theile finden, wo einst keine waren. Und diese um so viel größere Macht hält man noch für so zerstörbar, als die einst weniger bedeutende? — „Ja! sagt man? Denn die nämliche menschenfeindliche Macht, welche schon einst die schönen Hoffnungen der Menschheit zertratt, kann auch ihre großen zertretten. Derselbe Orkan, der die Laube zerstört, kann auch die Eiche niederstrecken. — Eine neue Erdüberschwemmung kann unsre vielen Begriffe so leicht wegspülen, als einst die wenigern. Eine neue Völkerwanderung kann wieder über lauter Ruinen einherziehen. Die Ruinen werden kollossaler, aber doch nur Ruinen seyn. Eine neue politische Inquisition kann wieder Gedanken und Empfindungen morden, wie einst die religiöse." — Gegen die Rückkehr einer Sündfluth wissen wir freilich dermal kein Rettungsmittel. Diese nähme also unwiderstehlich unsre Kultur, aber zugleich auch uns selbst mit. Doch vor ohngefähr vierzehn tausend Jahren bringt uns nach d'Alemberts Berechnung kein Komet wieder so eine allgemeine Verwüstung. Und was kann die Menschheit bis dahin seyn! Ich wage den weissagenden Gedanken nicht laut zu denken. Ich wiederhole nur den historischen, daß die Menschheit izt schon den Blitz beherrscht. — Ueber die

Rückkehr der Völkerverwanderungen trösten mich die festern Verhältnisse unsrer itzigen Staaten und ihre auch unwillkührlich stärkern Kräfte. Die Fugen des großen gesellschaftlichen Lebens, die einst nur von ungewöhnlich starken Menschen zusammengehalten wurden, also mit der Abspannung dieser auch nachließen, sind nun selbst zusammengewachsen. Sie sind also schon für sich selbst im Stande, einige Anstöße von Außen auszuhalten, und soll die Zahl und die Kraft derselben ihnen allein endlich zu groß werden, so hat indeß auch selbst der erschlafne Geist ihrer Inwohner Zeit, zur Besinnung zu kommen, und sich zur Abtreibung der feindlichen Macht zu rüsten. Wenn keine neuen Völker aus den Fixsternen herabwandern, so haben wir wahrscheinlich keine Attilas mehr zu fürchten. — Die Inquisitionsgerichte endlich — diese fürchte ich wegen den vielen Unglücklichen, die sie verschlingen, aber nicht wegen dem menschlichen Geiste, den sie nie erhaschen können. Wäre das Menschenbraten nicht so eine kanibalische Arbeit, so würde ich manchmal selbst — zu diesen Höllengerichten rathen. Nichts empört das innerste Leben des sonst halbtodten Geistes gewisser und stärker, als so eine Satanskralle in seine empfindlichste Nerve gehauen. Er, der sich sonst nur halb gefühlt hätte, fühlt sich nun im Aufruhr aller seiner Begriffe und Empfindungen ganz und wirft mit erhöhter Kraft Hindernisse nieder, die seiner gewöhnlichen noch eine zeitlang getrotzt hätten. Um die Gerichtsstätte herum herrscht zwar

einige Zeit — Tod und Verderben. Allein desto allgewaltiger erhebt sich an andern Stellen das verscheuchte Leben, und zerschmettert endlich unwiderstehlich auch die wüthende Ungeheuer auf ihrem Mordplatze selbst.

Ich kann die gegenwärtige Betrachtung nicht schließen, ohne des wichtigsten Mittels zu erwähnen, das unsre itzige Kultur vor der ehemaligen voraus hat, und wodurch sie allein schon ohne Vergleich unvertilgbarer wird, — nämlich der Buchdruckerei. Durch diese, vielleicht wichtigste aller Erfindungen, gewinnt der Gedanke, der sich sonst nur langsam ein kleines Dasein erschlich, schnell tausend und tausend Dasein. Auf tausend Punkten gemordet — lebt er immer noch auf tausend andern, und spottet der eiteln Mörder, die stäts nur seine Anhänger, aber nie ihn selbst vertilgen. Wie ganz anders ist daher der Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum izt beschaffen, als er es einst war! Zwar bedient sich der Irrthum der nämlichen Erfindung für sich, die wir hier für so gefährlich gegen ihn angeben. Er siegt auch oft durch dieselbe eine Zeit lang. Aber er siegt nur theilweise, und nur auf kurze Zeit. Die Herrschaft, die er sich durch die Behauptung seines Lebens allein — erficht, ist nur sehr klein und vergänglich. Einer allgemeinen und lange andauernden Herrschaft wird er nur durch den gänzlichen Tod seiner Gegnerinn, der Wahrheit, fähig. Daher waren seine Waffen nur sehr selten Beweise und Widerlegungen, sondern

fast immer nur Dolche und Scheiterhaufen. Er ist beinahe ståts schon halb besiegt, wenn er sich in Wortkåmpfe einlåßt. So lange er noch ganz unůberwunden ist, kennt er nur åußere Gewalt.

Nun zur **Ausdehnung** unsrer gegenwårtigen Kultur!

Die Kultur hat izt auch hierinn schon so sehr zugenommen, daß ihre nochmalige Vertilgung nicht mehr wahrscheinlich ist. **Mehrere** und **grősere** Vőlker stehn izt, wenn schon nicht auf dem nåmlichen Grad der Kultur, auf dem die Alten standen, doch auf einem sehr hohen. Einst zeichneten sich, wie schon bemerkt wurde, das **kleine Griechenland**, und das in dieser Růcksicht auch **kleine Rom** fåst ganz allein in Kůnsten und Wissenschaften aus. **Wie viele**, und **welche Nationen**, nicht mehr blos in einem paar Winkeln eines **einzigen**, und zwar des **kleinsten** Welttheils, ragen izt hervor? Wie viele Nationen schon in einer einzigen Nation? Hat sich die Geographie der Kultur verhåltnißmåßig weniger vermehrt, als die blos historische Geographie? Was ist nun aus den zahlreichen Ståmmen der **Celten**, und selbst mancher **Sklaven in und außer Europa** geworden? Wůrden die Alten ihr **Germania**, **Gallia**, **Brittania**, **Scandinavia**, **Sarmatia** u. s. f. noch erkennen? Und wenn man ihnen dann auch noch ůber die **Såulen des Herkules** hinausdeutete, und jenseits der *terra domibus negata* noch neue Pflanzungen, und sogar auf der kaum getråumten **Reversseite** der

Erde schon Blüthen zeigte, was würden sie sagen? „Euch nimmt keine menschliche Macht mehr, würden sie rufen, was sie uns nahm.“

Ueberdieß steht izt auch unter den kultivirten Völkern eine größere Anzahl von Menschen auf einem hohen Grade von Kultur, als sonst. Es versteht sich, daß ich immer nur von der freilich meist blos einseitigen Kultur unsrer Zeiten spreche. Diese trifft man nun aber izt auch in mehrern Individuen an, als sonst die vollere. Man findet nämlich den Verstand, in dessen Vervollkommnung vorzüglich die Kultur unsers Zeitalters besteht, sowohl in mehrern einzelnen Ausgezeichneten erhöht, als auch in einer größern Masse des eigentlichen Volks selbst in Gährung, oder doch zunächst dazu vorbereitet. Mehrere einzelne Künstler, Gelehrte, Erfinder, Verbesserer und mehrere festere und mächtigere Gesellschaften vermehren und versichern die Summe des Wissens, und eine größere Anzahl des größern Haufens genießt die Vortheile dieses so sehr angewachsenen Reichthums, und wagt manchmal schon die ersten Versuche einer der **Wohlhabenheit** so natürlichen Selbständigkeit. Es ist izt ungleich **leichter** und ungleich **wohlfeiler**, in Künsten und Wissenschaften vorzurücken. Es ist also auch viel **gewöhnlicher**. Die Gedanken sind ungemein vereinfacht, die Methoden erleichtert, die Lehrer vervielfältigt, die Kosten verringert, und auf diese Art die Schüler vermehrt. Obwohl nun also die Kultur größtentheils nur den **Verstand** gebildet hat, so ist dadurch doch auch schon

die Gefahr für die abermalige gänzliche Ausartung der übrigen Kräfte verkleinert. Alle Verdorbenheit entsteht zuletzt aus dem Irrthum. So wie also diesem der Eingang in den Menschen verlegt wird, wird er mittelbar auch aller übrigen Verdorbenheit verlegt.

Wir wissen also nun, daß der Mensch von Natur nicht so verdorben sei, als er gewöhnlich angetroffen wird. Wir wissen ferner, daß ihm die Natur nicht nur Unverdorbenheit mitgiebt, sondern auch Veredlung zum Ziel setzt. Wir wissen also zugleich, daß er dieser Veredlung fähig sei, und daher bei dieser Fähigkeit von seiner Seite, und bei der Bestimmung dazu von Seite seiner Mutter, der Natur, versichert seyn könne, daß er diese Veredlung einst auch erreichen werde. Wir wissen endlich, daß er izt sogar schon gründlich vermuthen dürfe, sich seinem Ziel so weit genähert zu haben, daß keine nochmalige große Entfernung davon zu besorgen sei.

Wenn daher die Verdorbenheit der Menschen nicht nothwendig, wenn sogar Veredlung immer ihr Zweck ist, und einst auch ihr Loos seyn wird, — woher entsteht denn jene, wodurch kann diese, und wodurch wird sie entstehen? Wir suchen hier eigentlich nur die nächste, aber auch die wichtigste Quelle der jedesmaligen Beschaffenheit des Menschen auf, welche, weil die Wasser aller übrigen Quellen doch zuletzt immer nur durch diese fließen müßen, um den

Menschen zu erreichen, die Hauptquelle ist, und welche also zwar selbst meist noch von entferntern abhängt, aber nicht nothwendig davon abhängen muß, sondern ihnen, wenn gleich nicht eben so leicht, doch eben so gewiß, Bestimmungen geben, als sie davon annehmen kann. — Was der Mensch **von Natur** nicht ist, das **ist**, oder vielmehr, das **wird** er größtentheils durch **die Erziehung**. Die Erziehung ist, und **war** also bisher die Hauptquelle seiner **Verdorbenheit**, und die Erziehung **kann**, und **wird** künftig die Hauptquelle seiner **Veredlung** werden.

Man gesteht der Erziehung zwar schon allgemein einen großen Einfluß auf den Menschen zu. Allein ihren ganzen Einfluß auf denselben, worauf ich hier aufmerksam zu machen suche, scheint man überhaupt noch nicht zu kennen. Man weiß, daß einzelne Theile des Menschen von der Erziehung bestimmt werden. Aber daß es beinahe der ganze Mensch werde, scheint man nicht zu wissen. Man sieht, daß die Erziehung den Menschen **beherrsche**. Aber daß sie ihn erst zum Menschen **mache**, scheint man nicht zu sehen. Man giebt die Erziehung als **eine** der vorzüglichen Quellen der Verdorbenheit oder Veredlung des Menschen an. Aber als **die** Hauptquelle derselben giebt man sie nicht an. Gewöhnlich legt man ihr schon eine ungleich größere Macht über den geistigen, als über den körperlichen Menschen bei. Und dann gesteht man gewöhnlich auch noch äußern Ursachen eine solche Macht über den Menschen zu, daß we-

nigst eben so viel von ihm auf die Rechnung dieser fremden Mächte zu stehn kömmt, als auf der Rechnung jener einheimischen steht. Ich finde aber in der Erziehung eine gleich große Macht über den Körper, wie über den Geist des Menschen, und zwar über beide eine solche, daß ihr jede äußere untergeordnet ist. Ich leite also die körperliche Beschaffenheit so gut aus der Erziehung her, wie die geistige, und leite beide so sehr aus ihr her, daß, wenn auch einige andre Ursachen einigen Antheil daran haben, doch immer der ohne Vergleich größte Antheil daran — ihr zukömmt. Ich behaupte daher: **Die Erziehung ist die Hauptquelle aller Grundeigenschaften des Menschen.** Sie ist die Hauptquelle seiner Kleinheit, oder Größe, seiner Schwäche, oder Stärke, seines frühen Todes, oder hohen Alters, seiner Thorheit, oder Weisheit, seiner Härte, oder Weichheit, seiner Laster, oder Tugenden. Sie ist also die ohne Vergleichung reichhaltigste Quelle aller dieser Erscheinungen. Diese richten sich der Regel nach nur nach ihr. Wenn auch andre Ursachen etwas daran bestimmen, so werden diese Theilbestimmungen von der Erziehung, wenn nicht abgewiesen, doch so verändert, daß diese auch daran wieder den Hauptantheil hat.

Ich rechtfertige diese meine Behauptung hier nur im Allgemeinen. Die volle Rechtfertigung, welche nicht nur das Ganze überhaupt, sondern auch alle Theile insbesondere berührt, kann nur durch eine vollständige Darstellung der ganzen richtigen und unrichti-

gen Erziehungskunst geschehen. Nur ein solches ganzes Verzeichniß aller Erziehungswahrheiten und aller Erziehungsfehler zeigt ganz befriedigend, daß eine ganz gute Erziehung ganz gut, eine ganz schlechte ganz schlecht, und eine gemischte ein Etwas mache, von dem man nicht bestimmt weiß, was es werden wird, von dem man aber der Regel nach immer voraussetzen darf, daß es mehr schlecht, als gut werden werde. Hier bereite ich also durch eine gründliche Vermuthung auf die volle Ueberzeugung von diesen Wahrheiten vor. Wir besitzen schon sehr gute Schriften über die wahre Erziehungskunst. Wir besitzen auch schon sehr gute, obgleich noch nicht so vollständige Sammlungen unrichtiger Erziehungsmaasregeln. Könnte ich beiden Arten von Schriften durch meine gegenwärtige die Wirkung vorbereiten, die sie auf die Gemüther ihrer Leser machen sollten! Es kömmt sehr viel auf die Stimmung an, mit der man ein Buch in die Hand nimmt. Man findet oft erst dann eine Wahrheit ganz darinn, wenn man sie ganz darinn finden will.

Also! was kann die Erziehung Alles?

Die Erziehung hilft die menschlichen Kräfte entwickeln. Alles also, was etwas zu dieser Entwicklung beiträgt, gehört in ihr Gebieth. Nun tragen zur Entwicklung der Kräfte — Die Natur derselben selbst, die Menschen, und alle übrigen den Zögling umgebenden Umstände bei, und manche dieser Ursachen tragen nicht nur während der ganzen Ent-

wicklungszeit, sondern auch schon zunächst zuvor dazu bei. Es giebt daher eine Erziehung durch die Natur, eine Erziehung durch die Menschen, eine Erziehung durch die Umstände, eine Erziehung zunächst vor der Entwicklungszeit, und eine Erziehung während der ganzen Entwicklungszeit. Die Erziehung begreift also ihrer Ausdehnung nach alle Einflüsse von was immer für einer auf den Zögling wirkenden Ursache und ihrer Dauer nach dem ganzen Zeitraum von der ersten Gründung seines Daseins bis zu dem Zeitpunkt der seiner Natur möglichen Entwicklung desselben in sich.

Dieser nun ganze Begriff von der Erziehung verkündigt schon die Allmacht derselben. Man begreift auf diese Art gleichsam schon voraus, wie der Mensch ein doppeltes Dasein habe, ein Dasein als **Wesen**, welches er von der **Natur**, und ein Dasein, als **Mensch**, welches er von der **Erziehung** erhalte. Man begreift, wie er nur jener zu danken habe, daß er sei, und nur dieser, **was** er sei.

Die Natur allein legt nämlich blos die ersten entferntesten Gründe seines Daseins. Mit der Legung der nähern beschäftigt sich schon auch die Erziehung. Diese übernimmt — wenigst großentheils — von der Natur schon die ersten chemischen Anlagen des Menschen, bildet solche gemeinschaftlich mit dieser in organische und thierische um, und entwickelt endlich das nun schon zum Theile durch sie bestimmte Wesen mit izt allbeherrschender Gewalt **vollends zum Menschen.**

Welche Macht hat also die Erziehung über den künftigen Menschen nicht schon in seinen frühsten **organischen und thierischen Anfängen**? Wie sehr kann sie nicht schon durch die Begünstigung oder Vernachläßigung der allmähligen Verwandlung dieser seiner **Urelemente** die nachfolgende Entwicklung seiner ganzen **Person** erleichtern und erschweren, oder sogar erst möglich und unmöglich machen? Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt: Sie vollendet durch diesen Anfang ihres Geschäfts schon die Hälfte desselben, wenn gleich nicht der **Zeit**, doch gewiß der Sache nach. Das Kind ist schon halb erzogen, wenn es gebohren wird, und es ist dann meist, leider! schon ganz verzogen, wenn man die Erziehung gewöhnlich erst anfangen zu können glaubt. Die Gesundheit und Krankheit, die Stärke und Schwäche, die Weisheit und Thorheit, die Tugenden und Laster der Eltern geben ihren Kindern schon den ersten und wichtigsten *Theil* der Erziehung, ehe die Eltern ihre Kinder sehen, *und*, wie gesagt, meist gar schon das Ende derselben, ehe ihnen der Anfang gegeben zu werden gemeint war. Oder was thut denn der **kranke Vater**, der sich untersteht, einem Menschen das Dasein zu geben, anders, als daß er sein Kind schon vor der Geburt zur Siechheit bestimmt? Was thut die **leichtfertige Mutter**, die nur immer an sich, aber nie an ihren Zustand denkt, anders, als daß sie ihr Kind schon vor der Geburt verkrüpelt? Was thun alle die **unwissenden, irrenden und leidenschaftlichen** Eltern, die

in den wichtigen Zeitpunkten der Entstehung ihrer Kinder nur Zufälle, Bedürfnisse oder Lüste sehen, und befriedigen, anders, als daß sie ihren Kindern schon vor der Geburt Krankheiten, Dummheit und Laster assecuriren? Wie oft klagt man die Natur über die Gebrechlichkeit des neugebohrnen Schwächlings an, über welche man die Ansteckung der Eltern anklagen sollte? Wie oft beschuldigt man die Natur einer Verweigerung ihrer sonst gewöhnlichen Geistesgaben, da man doch wegen der angebohrnen Dummheit des mislungenen Sohns nur den Rausch des Vaters, wegen den angebohrnen Lasterkeimen der ungerathenen Tochter nur die verdorbne Milch der ähnlichen Mutter beschuldigen sollte? Die erste Urzusammensetzung ist für die Natur jedes Wesens die wichtigste. Sie ist es für die Natur des Menschen nicht weniger. Und wenn nun schon diese ganze Zusammensetzung nicht ganz in der Gewalt der Erziehung, sondern auch viel davon blos in der Gewalt der Natur ist, so vermag jene doch durch die Entfernung dazwischenkommender Hindernisse, oder durch die Legung neuer soviel über die Beförderung, oder Unterdrückung derselben, daß der wichtigste Theil davon, die Art der Zusamsetzung, immer ihr Werk, und nur der andere, die Zusammensetzung selbst, das Werk der Natur ist.

Doch wenn auch die Allgewalt der Erziehung den Menschen nicht schon vor seinem eigentlichen Dasein ergriffe, wenn sie ihn auch erst dann zu packen im Stande wäre, wenn er zuerst mit den äußern Umrissen

der Menschheit erscheint; so stünde es ja auch blos alsdann noch in ihrer Macht, mit ihm Wunder zu thun. Er ist ja auch alsdann noch erst eine bloße, sehr allgemeine, leere Menschenform, welche die Entwicklung, oder Aufdrückung der nähern Formen, und den Gehalt derselben von der Erziehung erwartet. Er ist ein, nur mit einigen wenigen Charakteren, aber in unsichtbaren Farben, bezeichnetes, übrigens aber leeres Blatt. Erst der ihn umgebende Dunstkreis der Erziehung bringt die ungesehnen Stellen an das Licht, und bezeichnet die leeren, freilich leichter oder schwerer, gewisser oder ungewisser, je nachdem der Stoff beschaffen ist, aus welchem das Blatt besteht. Also ist es ja immer nur die Erziehung, welche den Menschen zu dem macht, was er ist. Sie ist es, welche die Stelle seines Daseins, noch ehe er es erreicht hat, schon bewacht, und ihm dadurch zu einem ganzen Dasein verhilft. Und sie ist es wieder, welche sein Dasein, sobald er es erreicht hat, umgiebt, und dasselbe, das nun noch leer ist, auch ausfüllt. Von ihr hat er also der Regel nach Alles, was er hat, nur sein erstes, entferntes, zerstückeltes und leeres Dasein nicht.

Man wird hier zwo Einwendungen von scheinbar großem Gewichte machen. Nämlich erstens: „Die Erziehung wird hier zu weitumfassend genommen. In dieser ausgedehnten ist sie nicht mehr die eigentliche Erziehung, die in unsrer Gewalt steht. Es werden durch ein Wortspiel die Einflüsse der Natur und des

Zufalls unter den Namen der Erziehung hergezogen, und so durch Hülfe einer bloßen Benennung Mächte unsrer Willkühr übergeben, die uns nicht gehorchen. Wir befinden uns daher in unserm vorigen Zustande, nur unter einer andern Außenseite. Die Natur, und der Zufall sind nun abermal, nur unter dem Namen der Erziehung die Quellen unsrer Beschaffenheit." **Zweitens.** „Es giebt offenbar auch nach dem Zeitraume der Erziehung noch **mächtige** Einflüsse, welche den Menschen bestimmen, z. B. wichtige **Naturerscheinungen**, sonderbare **Würfe des Zufalls**, vorzüglich **Religion** und **Staatsverfassung**. Es ist also unrichtig, der Erziehung allein die Hauptkraft und den Hauptantheil an dem Schicksal der Menschheit zuzuschreiben." — Allein ich fühle in diesen Gegengründen das Gewicht nicht, das man hineinlegt. Denn, was den ersten anbetrifft, so ist es zwar ganz gewiß, daß wir die Natur, und den Zufall nicht so in unsrer Gewalt haben, wie uns selbst, daß uns also auch die vorhingenannten Erziehungen durch die Natur und die Umstände nicht so zu Gebothe stehn, wie die Erziehung durch die Menschen. Allein es ist auch gewiß, daß, wenn wir schon über die Natur, und den Zufall nicht Alles vermögen, wir doch darüber sehr viel vermögen, daß eben die **unmittelbare** Macht über uns selbst — uns auch eine **mittelbare** über jene Wesen außer uns verschaffe. Es steht nicht bei uns, diesen äußern Ursachen ihre Wirkungen geradezu zu gebiethen, oder zu verbiethen. Aber es steht bei

uns, ihre Wirkungen so zu verändern, daß nicht sie, als Ursachen, uns, sondern wir sie, als Mittel beherrschen. Es steht nicht bei uns, ihre Thätigkeit zur Wirksamkeit oder Ruhe für sich zu bestimmen. Aber es steht bei uns, dieselbe zum Vortheil oder Nachtheil für uns zu leiten. Wir sind die Hauptkraft der uns bekannten Natur. Uns müßen unmittelbar oder mittelbar alle übrigen Kräfte dienen, wenn wir sie beherrschen wollen. Wirkt eine uns äußere Kraft zu unserm Vortheile, so haben wir die Empfänglichkeit, diese wohlthätige Wirkung in uns aufzunehmen, und durch eine sorgfältige Mitwirkung — ihre Wohlthat noch zu vergrößern. Wirkt eine andre äußere Kraft zu unserm Nachtheile, so haben wir das Vermögen, diese schädliche Wirkung durch eine uns selbst erworbne Unempfänglichkeit von uns abzuwenden, und durch eine geschickte Gegenwirkung sogar den gedrohten Schaden noch in einen neuen Nutzen zu verarbeiten. Die Erziehung durch die Menschen beherrscht daher die Erziehungen durch die Natur, und durch die Umstände. Sie beherrscht die erste dadurch, daß sie durch Uebereinstimmung mit ihr die segenreichen Wirkungen derselben ergiebiger und gewisser, oder durch Nichtübereinstimmung dürftig und schädlich macht, — und die zwote dadurch, daß sie die willkührlichen Würfe des Zufalls durch Verschließung der von Natur gelassenen Oeffnungen unwirksamer, oder durch Anlegung neuer Lücken noch allgewaltiger macht. Sie beherrscht also die eine dadurch,

durch, daß sie selbe unterstützt, oder hindert, und die andre, daß sie dagegen verwahrt, oder sich ihr hingiebt. — Der zweite Einwurf trifft die zerstückelte Erziehung, die man gewöhnlich giebt, aber nicht die ganze, die man geben soll. Einen nur theilweise Erzogenen erziehen freilich die ihn später umgebenden äußern Ursachen erst dann vollends, wenn die Zeit der Erziehung schon vorüber ist, und sie erziehen ihn dann eben deswegen meist auch unrecht, weil sie es zur Unzeit thun. Allein den schon ganz Erzogenen können sie nicht mehr so behandeln. Dieser hat schon soviel Selbstständigkeit, daß ihm der Regel nach — Nichts mehr seine Eigenheit entzieht. Er hat sich nun schon in seiner ihm angehörigen, und von ihm abhängigen Welt so festgesetzt, daß ihn fast nichts mehr daraus vertreibt, — hat sich darinn so sehr gegen die Einflüsse der äussern Ursachen verwahrt, daß diese fremden Wirkungen, immer erst die Werkstätte seiner einheimischen Natur durchgehn, folglich, anstatt ihn sich fremd zu machen, vielmehr für ihn — selbst einheimisch werden müßen. Wer, wenn die Erziehungszeit vorüber ist, noch nichts Ganzes ist, der wird das, wozu ihn die Umstände machen. Wer aber durch eine ganze Erziehung schon selbst ein Ganzes geworden ist, der bleibt dasselbe immer, und verändert sich nur in Theilen, ohne sich im Ganzen zu ändern, — der wird, was er werden will, — der macht sich selbst — durch Hilfe der Umstände zu dem, was er wird, ohne sich dazu machen zu lassen. Wer als Werkzeug aus der

Erziehung hervorgeht, der wird immer **Werkzeug** bleiben. Wer aber, als **Meister**, hervorgeht, der wird zwar auch noch immer **Werkzeüge** brauchen, aber nie selbst eines seyn. Als Meister geht man aber nur aus einer ganzen Erziehung hervor. Jede unvollständige setzt — der Regel nach — nur Werkzeuge, feinere oder gröbere, — also Sachen, aber keine Personen ab. Gebt eine ganze Erziehung, und ihr vermindert durch die auf diese Art vermehrte Macht des Menschen die Mächte der ihn bisher meist unglücklich beherrschenden äußern Ursachen unglaublich. Viele davon werden dann aufhören, für ihn schädlich, viele, für ihn **überhaupt** zu wirken. Viele endlich werden sogar, **zu seyn**, aufhören, oder sich wenigst von ihm ein **andres** Dasein geben lassen. Wenn die Erziehung den Menschen — zum Menschen macht, dann kann der Mensch — die Dinge, die sonst seine Beherrscher sind, zu seinen Untergebnen machen. Wenn er selbst nur **als eine Sache** unter die übrigen Sachen hingelegt wird, dann wird er von diesen **behandelt.** Wenn er aber als eine selbstständige **Person** unter sie hintritt, dann **behandelt** er diese. Die äußern Ursachen haben desto weniger Gewalt über den Menschen je mehr er selbst über sich hat. — „Jene haben aber doch immer einige Gewalt über ihn, und werden sie auch immer haben?“ — Ja! — Wenn aber nur die Hauptgewalt darüber in ihm selbst ist; dann ist ja auch schon die Hauptsache gewonnen, dann ist er wenigst für die gewöhnlichen Fälle geborgen.

Er ist also dann wenigst — der Regel nach — Herr und Meister, wie er sonst der Regel nach — Sklav und Lehrjunge bleibt. Wenn also nur die Erziehung dem Menschen nicht schadet, dann schadet ihm alles Uebrige — der Regel nach — wenig. Die Wirkungen der spätern Ursachen, welche den schon erzogenen Menschen treffen, verlieren wenigst drei Viertheile von ihrem Nachdruck, wenn sie nicht durch die Erziehung vorbereitet worden sind.

Diese Allgewalt der Erziehung wird von der Erfahrung eben so sehr bestättigt, als sie von der Vernunft begreiflich gemacht wird. Die Erfahrung aller Zeiten und aller Orte sagt uns, daß der Mensch der Regel nach — immer nur das war, und das ist, was ihn die Erziehung seyn ließ, und läßt. Zwar hat die Erziehung bisher, nur sehr selten die ihr eigentlich bestimmte Aufgabe, die ganze Entwicklung des Menschen, gelöst. Allein sie scheint die Auflösung dieser Aufgabe blos über der Auflösung einer ihr noch angelegnern vergessen zu haben. Sie wollte uns nämlich zuerst ihre ganze Macht zeigen, ehe sie uns ihre ganze Wohlthätigkeit zeigte. Sie modelte uns deswegen, ehe sie im Allgemeinen den ganzen Menschen darstellte, zuvor alle Phantasiegestalten ihrer Willkühr im Leben vor, um uns zu überzeugen, daß es in ihrer Macht stehe, nicht nur die ihr vorgeschriebenen Menschenformen, sondern auch die Grillen ihres Eigensinnes darzustellen. Man verlangte von ihr halbe Menschen, viertels Menschen, gar keine Menschen,

sondern bloße Bürger. — Sie gab selbe. — Man verlangte weder Menschen, noch Bürger, sondern Wesen einer andern Welt. — Sie gab selbe. — Man verlangte keine Wesen für irgend eine Welt, sondern bloße Phantasiegestalten. — Sie gab selbe. — Man verlangte natürliche, übernatürliche, widernatürliche Geschöpfe, Maschinen, Pflanzen, Thiere, Menschen, Helden, Ungeheuer. Man verlangte Thorheiten, Laster, Widersprüche. Sie gab immer, was man verlangte. Sie gab in Sparta Spartaner, in Persien Perser, in Rom Römer, und doch ein andersmal wieder in diesen Staaten keine Spartaner, keine Perser, keine Römer. Sie gab in Germanien Germanen, in Brittanien Brittanen, in Gallien Gallier, und giebt izt in Deutschland Deutsche, in England Engländer, in Frankreich Franzosen, und, wenn es ihr einfällt, oft wieder mitten in diesen Ländern keine Deutsche, keine Engländer, keine Franzosen. Sie gab im Mittelalter Mönche, Pilgrimme, Eremiten, Reisige, Ritter, und giebt izt Glaubensgenossen, Landleute, Handwerker, Künstler, Bediente, Stutzer, manchmal Christen und Bürger, zu Zeiten aber auch Geburten des Mittelalters, und wieder dicht daneben die Kraftwesen Griechenlands und Roms. Es war ihr keine Form zu klein, oder zu groß, keine zu häßlich oder zu schön, keine zu leicht, oder zu schwer, die sie nicht gab, wenn man sie verlangte. Man kann nicht sagen, daß die Religion und die Staatsverfassung

jedesmal diese Formen ihren Untergebenen anzauberte. Denn diese freilich in ihrem Misbrauche fürchterlichen Mächte mußten immer erst die Erziehung für sich gewinnen, wenn sie ihre Plane ausführen wollten. Sie allein leisteten stets wenig. Nur dadurch, daß sie die Erziehung in ihren Sold nahmen, bewirkten sie, was sie wollten. **Die Epoche des allgemeinen Siegs einer Religion oder Staatsverfassung fängt daher immer erst mit der Epoche der durch sie gewonnenen Erziehung an.** Diese unterließ deswegen auch nicht, von Zeit zu Zeit Beweise ihrer eigenthümlichen Macht zu geben, und stellte stets, um darüber nicht verkannt zu werden, unter **verdorbnen** Religionen und Staatsverfassungen einzelne **veredelte** Menschen, und unter **edlen Verdorbne** auf. Sie zeigte also immer, daß sie es sei, welche den Menschen vorzüglich beherrsche, und daß **alle andere Mächte**, die ihn auch beherrschen wollen, es nur **durch sie** thun können, — daß also größtentheils von **ihrer** Verbesserung oder Verschlimmerung die Verbesserung oder Verschlimmerung des Menschen abhange, — daß es endlich sogar fast blos auf sie ankomme, ob die übrigen den Menschen mittelbarbeherrschenden Ursachen so, oder **anders** wirken, oder überhaupt nur wirken, oder endlich ob sie sogar nur Dasein oder **nicht** Dasein sollen.

Hier wird man nun freilich wieder — streitende Erfahrungen entgegen stellen. Man wird zahlreiche Beispiele **kunstvoller** Erziehungen anführen, die bei

der sorgfältigsten und durchdachtesten Anstrengung doch am Ende ihre Absicht vereitelt sahen, und dann wieder eben so zahlreiche Fälle **kunstloser** Bemühungen, wo sich bei einer leichten und unstudirten Sorgfalt das Gute, das man wünschte, gleichsam von selbst gab. „Seht also, wird es heißen, daß die Erziehung nicht so allmächtig ist, als man uns beweisen will! Seht, daß die **Natur** schon glücklich vorgearbeitet haben muß, wenn die **Erziehung** glücklich nacharbeiten soll. Manche Menschennaturen können schlechterdings nicht gebändigt werden. Manche fügen sich von selbst in die Formen, die man ihnen vorlegt.“ — Es ist wahr, es giebt stärkere und leichtere Naturen. Die eine giebt nur den gewaltigern Angriffen des Hammers nach. Die andre fügt sich schon in die Gestalten, welche ihr die leichten Berührungen des Fingers geben. Allein keine widersteht **allen** Behandlungsarten. **Für jede Natur giebt es eine Kunst.** Welche ist diese? Die **natürlichste**, das ist, diejenige, welche die **natürlichsten** Foderungen zur **natürlichsten** Zeit, auf die **natürlichste Art** macht, welche also die ihr übergebne **einzelne** Natur nach den Gesetzen der **allgemeinen** unter der passendsten Anwendung behandelt. Einer mit der Natur übereinstimmenden Kunst widersteht Nichts. Haben diese beiden Mächte die **nämlichen Pläne** sowohl in Rücksicht des Zwecks, als der Mittel, so erreicht man immer zuverläßig, was man will. Haben sie **widersprechende**, so erreicht man eben so zuverläßig keine Absicht der beiden Pläne. Ei-

ne Parthei vereitelt alsdann der andern die ihrige. Es ergiebt sich am Ende eine dritte Wirkung, die von keiner Seite beabsichtet war, den Fall ausgenommen, wo der Künstler das Verderben nicht blos **bewirkte**, sondern auch **wollte**, also dasjenige **mittelbar** bezweckte, was er **unmittelbar** nicht erreichen zu können wußte. Es ist daher sehr begreiflich, wie die sorgfältigste Kunst wirkungslos bleiben, und die kunstloseste Sorgfalt gesegnet werden könne. Wenn die **Kunst** eigensinnig den Segen der Natur, der sich nur allmählig und **weise** sparsam entfaltet, schnell und **übermäßig** erzwingen will, und wenn sich die **leichte Sorgfalt** blos dem sie allenthalben umschwebenden Segen **hingiebt**; — wenn jene immer nur nach selbstgemachten Plänen **nützen** will, und diese blos nach den Plänen der Natur zu schaden sich hütet; so kann es nicht anders kommen, als daß die erste für ihre zweckwidrige Anstrengung Fluch, und die **zwote** für ihre bloße Hingebung unerwarteten Segen einärndtet. Die Natur läßt sich nicht meistern. Sie giebt aber freiwillig schon sehr viel. Zwingt man sie, ihre Gaben gegen ihren Willen zu ertheilen, so zwingt man sie nur, selbe vorzuenthalten. Sammelt man aber nur ihre allmähligen, leicht unbemerkten Geschenke, und bewahrt sie mit natürlicher Klugheit, so sammelt man sich schon in der bloßen Nothdurft einen izt ungewöhnlichen Reichthum. Das eigensinnige unrechtmäßige Erobern thut hier so wenig gut, als im Politischen. Mit den natürlichen Besitzungen, die sich

von selbst anbiethen, richtig haushalten, bereichert mehr.

Was sind dann die Erziehungen meist, auf die man sich so viel zu gute thut, und über deren mislungene Versuche man alsdann so jämmerlich klagt? Sinnreiche, aber eigensinnige Spiele launenvoller Hypothesen, nach welchen für einen willkührlichen Geschmack gewisse beliebige Formen durch zweckwidrige Mittel hergemodelt, oder natürliche Gestalten wenigst auf eine unnatürliche, aber künstliche Art hergezaubert werden sollen. Man setzt sich einen unmöglichen Zweck, oder zum natürlichen willkührlichen Mittel vor. Man will Gold machen, oder dieses Metall wenigst bei einem eigensinnig gewähltem Grad von Feuer aus seiner Stufe herausschmelzen. Ist es ein Wunder, wenn man beidesmal in dem Schmelztiegel das nicht findet, was man erwartet? Warum vergessen wir den immer, daß es auch der sinnreichsten Kunst versagt ist, unmögliche Sachen möglich, oder mögliche auf eine unmögliche Art wirklich zu machen? — Gewöhnlich nimmt man aber schon die Erziehung auch nicht in der Ausdehnung, in der sie genommen werden muß, um nach ihrer ganzen Wirksamkeit geschätzt werden zu können. Man schränkt sie nämlich meist blos auf die Eindrücke des Erziehers, auf diejenigen Anstalten desselben, wodurch Nutzen gestiftet werden soll, und überhaupt auf die auffallendern Erziehungsgeschäfte ein. Man übersieht aber dabei gewöhnlich mehr oder weniger die Ein-

drücke der übrigen Personen, und Dinge, diejenigen Anstalten, wodurch Schaden verhütet werden soll, und die geringern Umstände, welche in ihrer Kleinheit nicht geachtet werden, und sich deswegen dann nur zu oft durch ihre Verborgenheit ein entscheidendes Uebergewicht erschleichen. Am gewöhnlichsten endlich bringt man die ersten Bestimmungen des Zöglings zunächst vor und nach seiner Geburt gar nicht mit in die Rechnung. Auf diese Art kann nun freilich die halbe Ursache, die man sieht, und irrig für die ganze hält, sehr gut seyn, und dann die Wirkung doch nichts taugen. Man übe sich im Erziehungsscharfsinn, wie im politischen, und man wird finden, daß die Personen, wie die Staaten von tausend geheimen Zügeln gelenkt werden, deren Namen nicht in den Verzeichnissen unsrer Lehrbücher stehn. Man kennt den politischen Einfluß, den eine Theetasse einst auf Krieg und Frieden hatte. Man lerne den pädagogischen Tasseneinfluß auch kennen! — Kann man das immer? Warum nicht? Das Land, das man hier vor sich hat, ist sehr enge beisamm. Es liegt in dem kleinen Bezirk der Haushaltung und ihrer nächsten Gegend, in welcher man seinen Zögling nach Belieben festhalten kann. Auch giebt es hier keine Kabinetsgeheimnisse zu erlauschen, wenn man nicht selbst frühzeitig so ein Verborgenheitskämmerchen erbaut. Das Ding dieser Art, das sich der werdende Mensch ohne unser Zuthun nach und nach zusammsetzt, hat anfangs der Oeffnungen genug, um ungehindert hinein-

sehn zu können. Und bis sich das Gebäude zur Undurchsichtigkeit schließt, muß sich sein Bewohner, wenn man ihn recht behandelt hat, schon so sehr der Weisheit und Liebe seines Vormünders übergeben haben, daß der Wachsamkeit desselben jederzeit die Thüre in das innerste Gemach offen steht.

Schon diese allgemeinen Winke über die Erziehung, glaube ich, bestimmen nun sehr klar die Gegend, in welcher die Hauptquelle der **Verdorbenheit**, aber zugleich auch der **Veredlung** des Menschen angetroffen werden kann.

Die Erziehung ist es, vorzüglich die den Menschen zu dem macht, was er ist. Die Erziehung ist es aber auch, vorzüglich, die ihn einst zu dem machen wird, was er seyn soll.

Sie ist die unmittelbare Schöpferinn seiner körperlichen und geistigen Gebrechen. Es ist zu bewundern, daß er nicht noch elender an Leib und Seele ist, als man ihn gewöhnlich findet. Sie, in so fern sie von uns allein abhängt, **von ihrer Seite,** läßt es an Nichts ermangeln, ihn ganz zu verderben. Sie biethet alle **Sorglosigkeit** auf, dessen der Leichtsinn fähig ist, um den **Schaden von Außen** ungehindert zerstören, und alle **Sorgfalt**, die das Vorurtheil anwenden kann, um den **Segen von Innen** nicht gedeihen zu lassen. Sie giebt die weiche Natur des werdenden Menschen den **regellosen Wogen des Ohngefährs**, und den **regelwidrigen Zähnen des Widerspruchs** preis. Sie zerstört durch Thaten,

was sie durch Worte und Wünsche baut, und legt selbst — die brennende Lunte an die Pulvermine, über deren drohende Zerstörung sie ängstlich weissagende Klagen vorher verkündet. Sie streckt die ihr zu kleine Natur in eine widernatürliche Kunstgestalt auseinander, oder beschneidet die ihr überflüßig scheinenden Seiten derselben nach einer eigensinnigen Form ihrer Willkühr, und jammert dann am Ende über die zertrümmerte Einheit, — oder verstümmelte Misgestalt ihres unglücklichen Machwerks. Zum Glück der Menschheit sind Natur und Zufall klüger und freundlicher, und rauben der alles zerstörenden Willkühr manches ganze Schlachtopfer, oder wenigst oft manchen Theil derselben.

Doch einst wird die Erziehung auch die unmittelbare Schöpferinn der körperlichen und geistigen Veredlung des Menschen werden. Sie wird, und kann diese um so gewisser werden, da sie dazu die ganze Macht der Natur für sich haben wird, die sie bisher gegen sich hatte.

Bisher hatte die Erziehung, — mehr oder weniger — zwo große Arbeiten zu verrichten. Die Eine war, — die Natur von den Besitzungen, die sie anbauen wollte, zu vertreiben, — die andere — diese Besitzungen alsdann nach ihrer Willkühr anzubauen. Künftig, wenn die Erziehung werden wird, was sie werden soll, wird sie nur Eine Arbeit, und diese nicht mehr allein, sondern gemeinschaftlich mit der Natur zu verrichten haben. Sie wird nämlich

nichts anders, als anbauen dürfen, und selbst darinn von der großen Pflanzerinn alles Guten unterstützt werden. Wo sie bisher erst mühsam erobern, und auch das Eroberte noch lange unter beständigen Gefechten noch mühsamer bepflanzen mußte, da wird sie alsdann freiwillig aufgenommen, den friedlichen Boden ungleich leichter und segenvoller bearbeiten. Sie wird keinen Krieg mehr nöthig haben, also die ganze Kraft, welche sie bisher zwischen Zerstörung und Aufbauung theilen mußte, auf die letzte allein verwenden können. **Welche Wunder** sind von ihrer gesammelten Macht zu erwarten, da sie mit der getheilten schon so oft **Wunder** wirkte?

Ist aber diese Vereinigung jemals zu hoffen? So gewiß, als die Trennung der äußern Mächte, welche diese Vereinigung bisher hinderten. Was hielt die Erziehung gewöhnlich ab, bei ihren Schöpfungen lieber nach ihrer angenehmern wohlthätigen Allmacht zu greifen, als nach der widrigen fluchvollen? Der Sold des Irrthums und des Lasters, in dem sie stand, — die Peitsche der Willkühr, die sie fürchtete, — der Eid des Wahns, welcher sie an das verworfne Complott auch da noch hinband, wo Sold und Peitsche nicht mehr hinreichten. Werden aber Irrthum und Laster immer zahlen, wird die Willkühr immer drohen, der Wahn immer blenden? — Ist nicht gegenwärtig schon manche Kasse des Irrthums und Lasters leer? — Mancher Arm der Willkühr gelähmt? — Manche Gaukelei des Wahns nur mehr eine Posse, die man verach-

tet? Neigt sich die Herrschaft dieser Nachtgeschöpfe nicht wirklich schon mächtig zu ihrem Ende? — O! Ihr Dasein ist so locker, als ihre Natur. Sie zerstören sich immer selbst, wenn sie von keinem andern Wesen zerstört werden.

Freund, vernimmst du das Krachen nicht, das schon seit einigen Jahrhunderten, aber izt immer lauter und schneller — aus ihrem morschen Dasein über die ganze Erde tönt? — Vernimmst du es? Nun! so klage, und zweifle nicht! — Hoffe! zerstöre, und baue! — Baue vorzüglich an der Erziehung! Diese beherrscht, wenn sie will, mit ihrer Allmacht die übrigen Mächte wunderbar; diese schafft **Menschen**. Gerade an Menschen fehlte es bisher ungemein, und gerade deswegen, weil es so sehr an Menschen fehlte, waren diejenigen Wesen so mächtig, die an sich so unmächtig sind. Baue an der Erziehung! **Nur diese kann den herannahenden Untergang der feindlichen Mächte des Menschen vollkommen — ihre Wiederauflebung — unmöglich, und ihr noch vorhandnes Leben so unschädlich, als möglich, machen.**

Was kann, und soll der Mensch seyn?

Wenn die Erziehung einmal seyn wird, was sie soll, so wird auch der Mensch werden, was er kann und soll. Das Ideal des ganz entwickelten Menschen enthält also die Gegenstände unsrer Hauptboffnungen. Wir werden nun hier die Hauptzüge dieses Ideals aufstellen, und uns dabei, soviel möglich, an die Aussprüche der Erfahrung halten, weil doch nun einmal nur die Aussprüche dieser Gottheit für die Meisten beruhigend genug sind. Freilich werden wir manchmal, wenn diese Göttinn schweigt, oder nicht deutlich genug spricht, uns auch auf eine fremde Entscheidung berufen. Allein wir werden jedesmal die **Ursachen**, welche das Verstummen der Göttinn, oder ihre Undeutlichkeit bewirkten, und die **Rechte** anführen, welche der neue Richterstuhl zur Entscheidung hat.

Also was kann, was soll der Mensch seyn? Wir verlangen in diesem Ideale nicht den erhöhten, sondern nur den ganz entwickelten Menschen, — nicht die Menschheit im Feyerkleide, mit dem sie sich

zu den seltnen Festen ihrer Epochen schmückt, sondern nur in ihrem ganzen reinlichen Hausanzuge, in welchem sie die täglichen Geschäfte des Lebens mit einer uns izt freilich ungewohnten Gewöhnlichkeit besorgt. Wir verlangen den Menschen, den der auch nicht vorzüglich begünstigte, den jeder gewöhnlich ausgestattete Sohn der Natur in seiner Person darstellen, also die weit überwiegende Mehrheit immer erreichen kann, wenn nicht eine stiefmütterliche Kunst die Absichten der guten Mutter Natur vereitelt.

Der ganz entwickelte, aber deswegen noch nicht außerordentliche Mensch nun kann und soll groß, stark, eines hohen Alters fähig, — geschickt, gefühlvoll und sittlich gut seyn. Diese sind die Hauptzüge, die jeder in dem Ideale des ganzen Menschen findet, das er mit sich in seinem Kopfe herumträgt. Diese sind die Foderungen, die jeder an jeden macht, der seinen Begriff von der hinlänglich in ihm entwickelten Gattung befriedigen soll. Findet er diese Eigenschaften in einer Person, so ist er mit ihr zufrieden. Er bewundert sie aber noch nicht als außerordentlich. Die Person ist blos das, was sie ihrer Gattung nach sehr natürlich seyn kann, und nothwendig seyn soll. Er fodert, daß sie dieses sei, und bedauert, oder verachtet sie, wenn sie es nicht ist, mehr oder weniger, je nach dem sie es nicht ist.

So weit ist man überhaupt einig. Selbst die, welche manchmal eines dieser Merkmaale menschlicher Vollkommenheit für überflüßig erklären, widerlegen

ihre Meinung immer wieder bald genug durch ihr Bedauern des Mangels desselben im wirklichen Leben. Nicht so einstimmig ist man aber über das Maaß dieser Eigenschaften, und über die Ursachen ihres Daseins, oder Nichtdaseins. Man giebt so verschiedne Größen der dem Menschen natürlichen Entwicklung an, daß man zuletzt nicht mehr weiß, was man natürlich finden soll, — und man läßt so viele Ausnahmen von der Regel zu, daß es unbegreiflich wird, wie man die Fälle der Regel auch noch natürlich finden könne.

Der itzige Mensch widerspricht sich hier, wie fast überall. Er ist nur so weit mit sich übereinstimmend, als er durch sein bloßes Gefühl spricht. So wie er zum Theil aus diesem heraustritt, und auch durch Begriffe sprechen will, die man ihn meist noch nicht recht machen gelehrt hat, verwirrt er sich in selbstgemachte Schlingen, findet etwas begreiflich, was er nicht kennt, und hält die Ausnahme, die er von den mehrern Fällen hernimmt, für so regelmäßig, als die Regel, die er nach den wenigern bestimmt. Wir müßen nun hierüber in das Klare zu kommen suchen.

Nach dem in uns liegenden Ideale des Menschen also ist seine Vollkommenheit zweifach, körperlich und geistig. Der Mensch muß, um ein ganzer Mensch zu seyn, an Körper und Geist ganz entwickelt seyn. Wann ist er es nun ganz? Welches ist das Ziel, das seine Entwicklung erreichen kann und soll? Welches ist das Ziel seiner Größe, seiner Stär-

ke,

ke, seines Alters, seiner Kenntnisse, seines Gefühls, seiner Sittlichkeit?

Diese Frage ist schwer. Wir haben uns so weit von unsern Zielen entfernt, deß wir vor der Hand bei den meisten derselben außer Stande sind, sie selbst zu sehen. Wir müßen uns daher indeß begnügen, nur die Gegend inne zu werden, in der sie liegen. Erfahren wir dadurch schon die genaue Länge des Weges nicht, so erhalten wir doch eine genauere Richtung, und den Vortheil, dem Ziele selbst wenigst um einige Schritte näher gekommen zu seyn.

Man kann zweierlei Ziele unterscheiden, die unbedingten und bedingten. Ein unbedingtes ist dasjenige, welches der Mensch überhaupt, als Gattung, ein bedingtes, welches er insbesondere, als einzelner Mensch erreichen kann. Jenes zeigt, wessen die Menschheit im Allgemeinen unter den günstigsten Umständen, dieses, wessen sie im Einzelnen, in den gewöhnlichen Naturlagen, fähig ist. Das erste erreichen nur seltne Menschen. Das zweite kann die Mehrheit erreichen. Uns liegt hier vorzüglich daran, die bedingte Ziele zu kennen. Da aber unsre itzige Mehrheit, leider! auch von diesen nahen Zielen so weit entfernt ist, daß man oft in Versuchung geräth, beide miteinander zu verwechseln, so wollen wir jedesmal auf dem Wege nach einem bedingten Ziel auch einen Blick in die Gegend des dazu gehörigen unbedingten werfen. Wir wollen bei dem Größenziele anfangen.

Die Natur hat uns über Körperslängen, wie über tausend andre ihrer Wirkungen, gezeigt, wie wenig und wie viel sie thun könne, oder wolle. Wir sahen Menschen von einem Schuhe und sieben Zoll rheinländisch bis auf neun Schuhe und einige Zolle. Kaiser Augusts Zwerg soll neunzehn Zoll lang gewesen seyn. Der polnische Edelmann Borwslasky hatte zwei und zwanzig, und Bebech, der Zwerg des Königs Stanislaus neun und zwanzig Zolle. — Ein Trabant des Herzogs, Johann Friedrichs von Braunschweig, aber, und ein Schwede unter der preußischen Garde hatten acht, einen halben Schuh. Der Vater Friedrichs des Einzigen, hatte zween Heiducken, die sich, wenn sie neben der Kutsche ihres Herrn hergiengen, über dieselbe hinüber die Hände reichen konnten. Der Tyroler, Bernhard Gili, endlich, war über neun Schuhe. Unter achtzehn Zollen kennen wir also zuverläßig keine erwachsenen Menschen, und eben so sehr weit über neun Schuhe keine Menschen, sondern nur Elephanten, Wallroße, oder andre ungeheure Thiere, deren Gebeine der Zufall dem Betrug und der Unwissenheit als menschliche Riesengebeine auffetzte. Die Menschen waren freilich mit diesen Extremitäten nicht zufrieden, und schufen sich selbst neue, die ihre schwer zu sättigende Begierde, zu glauben, und zu bewundern, mehr befriedigten. Sie ließen Pygmäen entstehen, die mit Kranichen Krieg führen, Ziegen reiten, ihre Wagen mit Rebhünner bespannen, ihre Häuser von Eyerschalen erbauen, deren Weiber im

dritten Jahre Mütter werden, und im achten Lebensjahr sterben mußten. Sie gaben ungeheuern, viele Ellen hohen Riesen das Dasein, welche andre ehrliche Leute von gemeiner Größe zum Spaß in ihre Trinkgefäße warfen, aus welchen man sich, ohne ein guter Schwimmer zu seyn, schwerlich rettete. Man fabelte zwar in neuern Zeiten über Zwerge und Riesen nicht mehr so riesenmäßig. Man brachte aber auch da noch Quinos von drei Schuhen und fünf Zollen, mit langen, über die Knie herabhangenden Armen, und Patagonier (*) von zwölf Schuhen hervor, und ersetzte also auf diese Art durch die Außerordentlichkeit der Menge, was an der Außerordentlichkeit der Größe oder Kleinheit mangelte. — Allein alle diese mehr oder weniger ungeheuer großen oder kleinen Wesen sind zu lächerlich, um nicht schon voraus von jedem prüfenden Kopf für keine Produkte der Natur, die ihre Kräfte nicht an Lächerlichkeiten verschwendet, sondern für das gehalten zu werden, was sie sind, für Geburten einer spielenden oder kranken Einbildungskraft,

(*) Pigafetta fand die Patagonier 12 Schuhe groß. Seine Nachfolger, Schruten, Frezier, Byron, Wallis fanden sie aber nach und nach 11, 10, 8, 6 Schuhe lang. Bougainville maß sie, und bekam bei den Meisten 5′ 5″ pariser Maaß, bei einigen 5′ 10″. Vergleichet man nun das Maaß von Wallis mit diesem von Bougainville, so bekömmt man für die mittlere Größe ohngefähr 5′ 8″ französischen Maaß, oder 6′ 6″ baierischen Maaß. Eine ansehnliche, aber nicht riesenmäßige Größe, dessen Eindruck aber durch die Menge großer Menschen unter diesem Volke, und durch den robusten Körperbau derselben erhöht wird.

die an lächerlichen Kombinationen reicher, als an allen andern ist. Die Erfahrung bestättigte endlich auch hierinn den weisern Unglauben der Denker. Man fand, wie schon bemerkt worden, in **Thierknochen** den Schlüssel selbst zu den gründlicher scheinenden neuern Aberglauben von **Riesen**, die man nach **Ellen**, und in dem **Bedürfniß, zum ungewöhnlich Großen ein ungewöhnlich kleines Gegenstück zu haben**, den Aufschluß des Wunderglaubens an **Zwerge**, die man nach **Daumen** messen mußte. Die monströsen Ungeheuer in Menschengestalt sind nun in begreifliche Riesen, die Riesenvölker in großgewachsene Nationen zusammgeschrumpft. Die lebendigen, einige Daumen hohen Marionetten haben sich in menschliche Zwerge, die Zwergvölker in kleine Nationen ausgedehnt, welche unter dem Maaße aller übrigen **Nationen, aber nicht unter dem Maaße aller Geschlechter** derselben sind.

Das **unbedingte** Größenziel, das der menschliche Körper unter besonders günstigen Umständen erreichen kann, ist also **nahe an zehn Schuhen rheinländisch**. Die kleinste Größe entgegen, auf der ein Erwachsener stehn bleiben kann, befindet sich in der Gegend von **achtzehn Zollen**. Größere und kleinere Längen sind Erdichtungen.

Läßt sich nun nicht schon daraus eine Vermuthung für das **bedingte** Größenziel wagen? Das Gewöhnliche der Natur liegt sonst überall in der Mitte zwischen ihren beiden äußersten Ungewöhnlichkeiten. Soll-

te es nicht auch hier so seyn? Diese mittlere Proportionalgröße wäre hier zwischen sechs und sieben Schuhen. — Man erschrickt vor dieser Größe, die auf diese Art das Ziel für die Mehrheit seyn sollte? — Das macht mich nicht irre. Ich weiß ja, daß man auch izt noch immer nur zu leicht in der Trägheit seines Geistes vor jedem Gedanken erschrickt, der nicht mit dem Maaßstab der Alltäglichkeit gemessen werden kann. Man erschrickt nicht mehr so leicht vor irgend einem alten Gespenst. Aber man hat nicht selten in jedem neuen Gedanken ein neues. — Doch selbst die Klügern belächeln diese Vermuthung? Allein fürs Erste glaube ich an keine Untrüglichkeit des Belächelns, und fürs zweite wäre es ja wohl gar möglich, daß selbst die Klügern manchmal das Unglück hätten, gerade das zu belächeln, was nicht lächerlich, aber ungewohnt ist. Wenigst wäre dieses hier nicht der erste Fall, in welchem sich unsre übrigens sehr verehrliche Klugheit verechnete. Sie lachte ja schon so manchmal über die Unmöglichkeit eines Hirngespinstes bis dasselbe leibhaft in ihrer ganzen Wirklichkeit vor ihr stand.

Wir wollen aber nur fortfahren, die Erfahrung über die vorhin geäußerte Vermuthung des relativen Größenziels zu Rathe zu ziehn. — Die Erfahrung der Vorzeit spricht sehr zu ihren Vortheil. Ohne die Angaben leidenschaftlicher Erzählungen nöthig zu haben, braucht man nur der kältern, geprüftern Geschichte zu folgen, um sich davon zu überzeugen. Die grie-

chischen und römischen Geschichtsschreiber sprechen überhaupt in ausgezeichneten Ausdrücken, wenn sie von dem prächtigen Körperbau der alten Germanier und Gallier sprechen. Ihre Soldaten erschracken vor der Größe der fremden Krieger, mit denen sie kämpfen sollten. Marius brauchte bei seinem Zuge gegen die Teutonen und Ambronen die Vorsicht, seine Truppen, ehe er sich in eine Schlacht einließ, von dem befestigten Lager aus an den Anblick der neuen Völker zu gewöhnen. Die Griechen und Römer nannten sich selbst, gegen die Deutschen, Celten und andere, klein. Riesen, Thürme, eherne Säulen aber waren die Namen, mit welchen sie in frühern und spätern Zeiten die Deutschen belegten. Strabo erzählt von Jünglingen aus Brittanien, die er in Rom sah, und die über die größten Einwohner dieser Hauptstadt hinausragten. Bei der Uebergabe von Ravenna spien die gothischen Weiber ihren Männen in das Gesicht, weil sie sich von so kleinen Leuten, als Belisars Soldaten waren, hätten überwinden lassen. Diese Angaben könnten übertrieben scheinen, oder doch zur Uebertreibung verleiten, weil sie nicht bestimmt genug sind. Allein wir haben auch die bestimmtere Angabe des Sidonius Apollinaris, der von Burgundern, als von Männern redet, die gewöhnlich über sieben Schuhe hoch sind. Diese Größenbestimmungen galten immer nur von den meisten. Die nämlichen Schriftsteller liefern aber schon auch einzelne Beispiele von noch größern Seltnen, die sich selbst unter ihren überhaupt

großen Mitbrüdern noch auszeichneten. Wir brauchen uns hier nur des einzigen Königs Teutobochs zu erinnern, der, als er zu Rom im Triumphe aufgeführt wurde, über die römischen Trophäen hinausragte. — Auch die neuere Erfahrung liefert uns — zwar nicht mehr so häufige, aber doch auch noch viele Beispiele von einem großen Schlag von Menschen. Die **Patagonier** haben, wie wir hörten, zwar aufgehört, ungeheuer zu seyn. Man fand aber doch ihr Mittelmaaß über fünf Fuß und zehn Zolle. Die einzelnen Menschen, die unter uns dieses Maaß sogar noch überschritten, sind eben nicht außerordentlich selten. Wir finden bei aller Anstrengung, unsern Wachsthum zu unterdrücken, in allen Ständen noch mehrere Menschen über sechs Schuhe, als man bei dieser Bemühung, klein zu bleiben, vermuthen sollte. Wie viele Regimenter, wie viele Gemeinden, besonders in nördlicher Gegenden (die menschenleeren Polarländer abgerechnet) liefern nicht Belege zu dieser Behauptung! Selbst in den höhern Volksklassen, sogar an Höfen, wo der Kampf gegen die Natur am kunstreichsten geführt wird, überraschen uns öfters unbegreifliche Körperslängen. In den niedern Ständen, vorzüglich auf dem Lande, in gebürgichten, oder den Gebürgen nahen Gegenden, treffen wir noch ganze **Stämme** besonders **großer Menschen**, als die Rudera eines verschwundnen großen Geschlechts (*) an. Einen solchen Menschenstamm

(*) Ich kann nicht umhin, hier nochmal auf die Uebertreibung aufmerksam zu machen, die, wenn von der Größe des ältern Men-

z. B. besitzen die Baiern in und um Lengries, einem Dorfe in Oberbaiern. Ist es also zuviel, wenn man das bedingte Größenziel über sechs Schuhe hinaus versetzt? Deutet nicht die Natur selbst durch die Erfahrung alter und neuer Zeiten dahin? Wenn man freilich das Naturziel nach der Mehrheit der izt mehr oder weniger im Wachsthum durch Gewalt zurückgehaltenen bestimmen will; so muß man dasselbe um ein Merkliches herabrücken. Allein um inne zu werden, was die

schengeschlechts die Rede ist, so leicht begangen wird. Man verwechselt hier so gerne groß mit außerordentlich, um in einer ungeheuern Körperslänge thätiger Ahnen eine Schaukel zu haben, auf der die ungeheure Einbildungskraft müßiger Nachkommen Platz genug hat. Allein diese Uebertreibungen schaden. Sie schlagen den Muth nieder, ein Ziel zu erreichen, das so ungeheuer weit entfernt ist. Wer wird zu hoffen wagen, daß unsre Kinder oder Enkel wieder neun hundert Ellen lang sollen werden können, wie, nach Aussage Einiger, Adam gewesen seyn soll? Es entsteht natürlich der Glaube, daß unsre Vorfahren eine von der Natur begünstigtere Menschengattung waren, und man erblickt da eine Ausartung der Natur, gegen die wir nichts vermögen, wo nur eine Ausartung der Menschen ist, welche wir entfernen können, weil wir sie hervorgebracht haben. Wenn ich also von verschwundenen Völkern sage, daß sie größer waren, als die itzigen, so heißt das nicht, daß sie so groß waren, daß nicht auch wir noch in unsrer Mitte — Leute besitzen, die wir ihrer Größe an die Seite stellen könnten. Es heißt nur, sie hatten mehrere große Leute, als wir. Unter den Teutonen, Cimbrern, Gothen u. s. f. würde Friedrich des Einzigen Vater leichter — Rekruten zu seinen Riesenregimentern gefunden haben, als unter den Deutschen des 18ten Jahrhunderts. Also! Nur nicht geträumt! Die Träume ermüden, man mag sie wachend oder schlafend träumen.

Natur kann und will, muß man den Kalkul nicht von den mehrern Fällen, die man ihr zum Trotz bewirkte, sondern von den wenigern aufnehmen, die sie uns zum Trotz hervorbringt. Was dieses Ziel übrigens für Verrückungen durch die Verschiedenheit der Klimate, und etwa auch der Menschenstämme zulasse, ist hier zu erörtern zu weitläufig. Es ist indeß genug, daß der edelste und dabei gewiß nicht kleinste Theil des Menschengeschlechts, zu dem auch wir gehören, in solchen Klimaten wohnt, und von demjenigen Menschenstamm ist, für welche das angegebne Ziel gewiß erreichbar bleibt. Die verhältnißmäßige Herabrückung desselben für das weibliche Geschlecht versteht sich von selbst, und man kann also wegen der etwa befürchteten lustigen Gefahr außer Sorgen seyn, mit lauter siebenthalbschuhigen Damen umgehen zu müßen.

Der andere Hauptzug im Ideal des ganz entwickelten Menschen ist die körperliche Stärke. Mistrauisch gemacht durch die Uebertreibungen der Größe vergangener und entfernter Menschen, wollen wir auch den Sagen von der Stärke derselben mistrauen, welche Löwen erwürgt und Mauern zerbrochen haben soll. Wir wollen aber auch unsrer Schwäche mistrauen, welche am Filetkischen die Natur nach Vapeurs, oder höchstens das Leben der Urkraft nach der Schwere ihrer noch übrigen Leiche mißt. Wir wollen auch hierüber die Erfahrung fragen, aber die größere vor und außer uns, und nicht blos die Er-

fahrung am Spieltische, auf dem Sopha, in der Studierstube, oder in jenen Werkstätten, in welchen die ganze Kraftäußerung in der Bewegung einiger Finger besteht. Wir wollen fragen: **Was konnten und können die Menschen?** — und nicht blos: **Was können wir zween** oder **drei?** —

Zuvor wollen wir aber den Begriff der Stärke, der gewöhnlich nicht so genau, wie jener der Größe, ist, näher bestimmen. Man verwechselt Stärke sehr oft mit **Härte, Thätigkeit** und **Gewandtheit.** Allein **Härte** besteht, sie mag nun aus angebohrner Stumpfheit oder aus Abhärtung entstehn, in der Fähigkeit, Schmerzen und schädliche Einflüsse leicht auszuhalten, und sich von ausgestandnen Uebeln unbegreiflich schnell wieder zu erholen; — **Thätigkeit** — in der Bereitwilligkeit, seine Kräfte durch leichte oder schwere Arbeiten nach Erforderniß der Umstände anhaltend zu üben; — **Gewandtheit** endlich — in der Fertigkeit, die Kräfte jedesmal so geschickt anzuwenden, daß sie die größtmöglichste Wirkung hervorbringen. Was ist aber Stärke? Die Fähigkeit, zu leiden, füllt ihren Begriff nicht aus. Der **Wilde** erträgt unglaubliche Schmerzen, erliegt aber unter den Arbeiten, welche der **Europäer**, der nicht so leiden kann, lange aushält. Die Bereitwilligkeit anhaltend zu arbeiten, erschöpft den Begriff der Stärke eben so wenig. Der **Thätige** hat zwar immer einen Ueberfluß von gutem Willen, aber nicht immer von Kräften. Jener ist sogar meist größer, als dieser. Die Geschicklichkeit end-

lich in der Anwendung der Kräfte ersetzt wohl den Mangel der Stärke auf einige Augenblicke, aber nicht ihre Natur auf längere Zeit. Der gewandte Raufer wirft den unbehilflichern stärkern Gegner schnell zu Boden. Aber der Ueberwundne überwindet ihn wieder in länger anhaltenden Strapatzen. Die Stärke äußert sich nicht blos leidend, — blos durch erzwungne Anstrengung, — blos augenblicklich; sondern handelnd, — durch Ueberfluß an Kräften, — und anhaltend. Wer thätige Beweise seiner Kräfte, ohne übermäßige Anstrengung und andauernd geben kann, der wird stark genennt. Aber selbst dieser Begriff von Stärke bestimmt sie erst in ihrer weitesten Bedeutung. In diesem Sinne ist auch das Kind, das immer läuft, und springt, und das Frauenzimmer, das anhaltender, als der Mann, tanzt, stark. Diese Stärke ist aber blos Entladung des Drangs der Kräfte, sich überhaupt, aber ohne Hindernisse, zu äußern. Die Kräfte haben es hier blos mit sich selbst zu thun. Die Stärke in engerer Bedeutung, oder die eigentliche männliche Stärke entgegen nimmt es nicht blos mit ihren eignen Kräften, sondern auch noch mit fremden auf. Sie entledigt sich nicht blos ihres Triebs, zu handeln, sondern sie bekämpft auch noch Hindernisse. Die Kräfte tragen hier nicht blos sich, sondern auch noch andre. Die wahre Stärke besteht also in dem Vermögen, Hindernisse wegzuräumen, und entgegenwirkende Kräfte zu überwinden, und dieses, wo es nöthig ist, anhaltend, folglich ohne äußerste

Anstrengung zu thun. Wir haben nun auch ein bestimmtes Maaß der Stärke, freilig doch noch kein so deutliches, wie bei der Größe. Wir wissen aber doch, das sich die Stärke im Heben und Tragen der Lasten, im Zurückhalten wegstrebender, und im Abhalten eindringender Mächte, kurz im Wegräumen entgegenstehender Hindernisse, und zwar um so mehr zeige, je anhaltender dieses alles geschieht.

Nun, was sagt die Erfahrung über diese Stärke? — Mehr, als unsre Schwäche begreift, aber freilich nicht soviel, als unsre Einbildungskraft verlangt. Die **Griechen** und **Römer** reden eben so ausgezeichnet von der Stärke, wie von der Größe der celtischen Nationen. Einzelne Beispiele von außerordentlicher Stärke, die sie uns überlieferten, sind z. B. des Longobardischen Herzogs, Romoald, Lanzenträger, **Amalong**, der einen griechischen Reiter mit seiner Lanze aus dem Sattel hob, und durchbohrt über seinem Kopf in der Luft emporhielt, worüber das feindliche Heer in einem panischen Schrecken die Flucht ergriff, — **Gottfried von Bouillon**, der einem Kameel auf einem Hieb mit seinem Säbel den Kopf abhieb, und, als der zusehende Araberfürst die That auf Rechnung seiner Klinge schrieb, das nämliche mit dem Schwert des Arabers nochmal an einem zweiten Kameel that, und ein andersmal einen heranstürmenden feindlichen Reiter sammt seinem Harnisch in der Mitte von einander spaltete, so daß die obere Hälfte des Körpers auf die Erde herabfiel, und die untere auf dem Roße in die belagerte

Stadt Antiochia zurücksprengte, — **Kaiser Konrad der Dritte**, der mit einem Hieb einem geharnischten Sarazenen den Kopf, die linke Schulter, den linken Arm und einen Theil der Seite abhaute, u. s. f. Die Beispiele von gewöhnlicher Stärke standen mit diesen und dergleichen außerordentlichen in gehörigem Verhältnisse. Waren die **Römer** und **Griechen** gegen diese fremden Männer im Durchschnitt klein; so waren sie gegen dieselben auch schwach. In Ariovists Heere waren sechstausend Fußgänger, welche in den Schlachten eben so vielen Reitern im Laufe, nur durch die Mähnen der Pferde unterstützt, zum Kampfe folgten. Durch tägliches Baden und Schwimmen, auch in den rauhesten Jahrzeiten brachten es die alten Deutschen dahin, daß sie in ihren Kriegen durch keine Flüsse aufgehalten wurden, sondern ohne Brücken oft in ordentlichen Reihen über dieselben setzten. Die heftigsten Leibes- und Waffenübungen besetzten bei ihnen lange auch in spätern Zeiten noch die Stelle der täglichen Geschäffte. Ihre Erholung von diesem mühevollem Beruf war dann die nicht weniger, nur auf eine andre Art, mühevolle Jagd. Welchen Reichthum an Kräften setzte eine solche Lebensart voraus, und welchen Reichthum mußte sie überdieß noch hervorbringen? Doch nicht nur die weniger gebildeten **Celten**, sondern auch die gebildetern **Römer** und **Griechen** gaben Anfangs Beweise einer großen allgemeinen Stärke. Man kennt die alte Phalanx. Man kennt ihre Thestudo. Man kennt ihre ganze übrige Art des Kriegs.

Welche Kräfte waren dazu nothwendig? In unsern Zeiten giebt es wenigere Gelegenheiten zu so glänzenden Aeußerungen männlicher Stärke. Allein deswegen sind die **Kräfte der Vorzeit nicht** verschwunden. Sie sind nur seltner geworden. Es ist mit der Stärke, wie mit der Größe. Wir besitzen in beiden noch so vorzügliche, nur nicht mehr so viele Individuen. — In **Florenz** entkömmt vor einigen Jahren ein Tieger aus seinem Käfigt. Der **Wärter**, der eben dazu kömmt, und den die Bestie anfällt, umschlingt sie mit seinen Armen, drückt sie mit einer durch Schrecken freilich erhöhten Kraft mächtig an sich, und schleudert sie dann weg, über welche unerwartete Aufnahme stutzend sie wieder in ihren Behälter zurückschleicht. — **Ein preußischer Offizier** hört einen östreichischen General von sich und den Seinigen prahlen, und die Preußen zuletzt H — dsf — tt — r schelten. Er reißt sein Schwert heraus, trifft blos im Herausziehn des Gegners Nacken, und der Kopf des Prahlers liegt im Sande. u. s. f. Allein nicht nur **einzelne ungemein starke Menschen**, sondern auch **ganze Stämme und Klassen sehr starker** liefert uns auch unser Zeitalter noch. Der nämliche Menschenstamm in Baiern, der sich durch Größe auszeichnet, zeichnet sich auch durch Stärke aus. Unsre Landleute, Schmiede, Schlosser, Taglöhner, Tischler, Matrosen und andre zeigen durch ihre anhaltenden lebenslangen Anstrengungen einen Vorrath von Kräften, dem nur der Glanz der alten Freiheit und die Bestim-

mung nach reitzendern Zwecken fehlt, um gleiche Bewunderung mit der alten Stärke zu erhalten. Würde der Arm, welcher den schweren Hammer auf dem Amboß leiten kann, bei andrer Uebung nicht eben so geschickt das schwere Schlachtschwert führen? Ein Invalide, der in einer waldeckschen Kammer den Fremden die alten Rüstungen zeigte, konnte in und mit denselben gehörig manövriren.

Lassen sich nun alle diese Kraftäußerungen nicht unter Ein Maaß bringen. Wir haben gehört, und durch die angeführten Beispiele bestättigt gefunden, daß die Stärke in Wegräumung von Hindernissen oder Ueberwindung entgegenstrebender Kräfte bestehe. Man hat nun alle Hindernisse auf Gewichte, alle Kräfte auf die Schwerkraft reduzirt und gefunden, daß der Mensch überhaupt im Stande sei, eine Last von zwei tausend Pfunden abzuhalten. Welches Ziel für die Stärke eines Wesens, das bei seiner Kraft noch so viele Geschmeidigkeit für allerlei Richtungen, und so viele Empfänglichkeit für mannigfaltige Erhöhung der Kraft besitzt! Doch wir verlangen auch hier wieder eigentlich nur das bedingte Ziel. Ist es nun zuviel, wenn wir dieses über die Hälfte des angeführten unbedingten hinaus versetzen? Zuviel, wenn wir behaupten, die Mehrheit könne sich einen solchen Vorrath von Kräften erwerben, daß sie mehr, als tausend Pfunde abzuhalten im Stande sei? Zuviel, wenn wir annehmen, jeder gewöhnlich organisirte könne sich durch gehörige Uebung seiner Kräfte

— jene Stärke verschaffen, die einst in ganzen Nationen glänzte, und auch izt noch, aber freilich glanzlos in ganzen Stämmen und Klassen lebt? Wird nicht auch hier wieder der Entwicklungsgrad für die Mehrheit in der Mitte zwischen den beiden Endpunkten liegen, wo die menschliche Kraft entweder nur einige Pfunde oder zwei tausend beherrscht?

Ueber den dritten Hauptzug menschlicher Vollkommenheit weicht die ältere Geschichte nicht so sehr von der Geschichte unserer Zeiten ab. Einige etwas mehrere Beispiele von ungewöhnlich alten Menschen, die ihr Leben auf zwei hundert Jahre, oder nahe daran hinbrachten, und wovon uns die älteste Geschichte Nachricht giebt, abgerechnet, stimmt die Geschichte der Vorzeit in Rücksicht der Lebensdauer des Menschen so ziemlich mit unsrer heutigen überein. Schon der 120jährige Moses bejammert den Verfall des Lebensfonds seiner Zeit, indem das Alter der Menschen gewöhnlich auf 70 oder 80 Jahre herabgekommen sei. Die mittlere Geschichte führt die nämliche Sprache. Sie erzählt von einigen, daß sie weit über 100 Jahre alt geworden seyen, von den meisten aber, daß sie nur 70 oder 80 Jahre, und gewöhnlich diese nicht erreichten. Unsre neueste Geschichte endlich liefert uns wieder einige außerordentliche Beispiele, die meisten aber wieder nur von der auch vorhin immer gewöhnlichen Art. Im Jahr 1797. starb auf den Hebriden ein Landmann von 180 Jahren, der mit seiner 500 Köpfen

starken

starken Familie, fast ganz allein seine Insel einnahm. In eben diesem Jahre starb ein Neger in Amerika auch von 180 Jahren, der 140 Jahre lang in der Familie eines englischen Obersten gedient hatte. Andre außerordentliche Beispiele in unsern Zeiten sind H. Jenkins in Yorkshire von 169 Jahren, — Th. Paare in Schropshire von 152 Jahreu, — der Däne Drankenberg von 146 Jahren u. s. f. Unsre meisten Greise aber zählen siebzig und achtzig Jahre.

Aus diesen Erfahrungen aller Zeiten nun ergiebt sich das Resultat, daß die menschliche Organisation und Lebenskraft im Stande seyn, eine **Dauer und Wirksamkeit von 200 Jahren auszuhalten. Das unbedingte Lebensziel** ist also — ein Alter von 200 Jahren. Mit dieser Behauptung stimmt die Analogie der ganzen übrigen hiehergehörigen Erfahrung überein. Das Thier lebt überhaupt achtmal so lang, als es wächst. Der Mensch wächst aber 25 Jahre lang. Also weißt auch schon die Zeit seines Wachsthums auf die Zeit seiner unbedingten Lebensdauer hin.

Das bedingte Lebensziel liegt sehr natürlich auch hier wieder in der **Mitte** zwischen dem ersten und letzten Punkt, — zwischen der Lebensdauer des Kindes, das gleich nach der Geburt, und des Greises, der nach zwei Jahrhunderten stirbt. — **Hundert Jahre** sind also ohngefähr das Ziel, das jeder gewöhnlich Organisirte, wenn er sich durch getreue Befolgung der Vorschriften der Natur gegen unnatürliche Krankheiten, und durch Vorsicht gegen feindliche Zufälle

schützt, der Regel nach erreichen kann. Der Umstand, daß beinahe alle vor dem hunderten Jahre erfolgten Todesarten künstlich sind, nämlich durch Krankheiten und Zufälle hervorgebracht, welche immer nur einige wenige treffen, nnd nie die Mehrheit treffen müßen, und dann die bei unsrer ungeheuern Anstrengung, schnell zu leben, immer noch sehr häufigen Beispiele von hundertjährigen Greisen beståttigen die angegebne Bestimmung des bedingten Lebensziels. Man wird freilich auch darüber wieder erschrecken oder lachen. Allein man erschrickt, oder lacht, wie ich schon anmerkte, izt sehr oft nur über das Wohlthätige und Ernste, und fürchtet nur das Fürchterliche nicht, und ist nur beim Lächerlichen ernsthaft. Wit machen izt gar zu gerne die Wirklichkeit zum Maaßstab der Möglichkeit, und die Träumerei zur Richterinn der Wahrheit. So lange wir bleiben, was wir sind, wird es freilich nicht möglich seyn, zu werden, was wir sollen. So lange wir träumend leben, wird uns die Wahrheit auch nur für eine Traumgestalt gelten, die sachleer ist, wie unser Zustand, in dem sie erscheint, und unausführbar, wie jede That, welche die Nachtkräfte des Traums übersteigt, den wir Leben nennen. Es waren aber doch, was man nicht oft genug wiederholen kann, schon so viele unsrer izigen Unmöglichkeiten einst wirklich, und täglich werden es wieder einige, und doch sind wir gegen die gewöhnliche Möglichkeitenmesserei noch nicht mistrauisch! — Werfen wir also doch einmal die

Elle der Meinung weg, und versuchen wir es, mit dem Maaßstabe der Natur zu messen! Bestimmen wir also künftig z. B. in dem vorliegenden Fall der Lebensdauer das allgemeinnothwendige Ziel derselben nicht mehr nach den Regeln der Willkühr, die sich ändern kann, und soll, sondern nach den Gesetzen der Natur, die ewig ist! Woran sterben izt die Meisten? Der Eine an dieser Krankheit, der Andre an einer andern, ein Dritter an einem Zufall u. s. f. Wie viele sterben aber am Alter? Sind Krankheiten und Zufälle nothwendige, in der Organisation des Menschen liegende, also den Meisten unausweichbare Uebel? Nur das Alter ist nothwendig. Die Anlagen zu den übrigen erwerben wir uns erst selbst, oft sehr mühsam nnd mit großen Kosten. Wenn Krankheiten (wir wollen bei diesen als den gewöhnlichsten Mörderinnen vorzüglich verweilen) natürlich wären, so müßten die natürlichsten Menschen am meisten an Krankheiten sterben. Allein diese Glücklichen kennen dieselben oft kaum den Namen nach, und sterben — am Tode. — Doch! du distinquirst? „Eine bestimmte Krankheit ist, sagst du, gerade nicht natürlich. Aber es giebt eine solche Menge von Krankheiten, daß die Krankheit überhaupt, daß also die Gattung dem Menschen natürlich ist, wenn es ihm schon keine bestimmte Art derselben ist. Es ist nämlich so wenig wahrscheinlich, im Leben allen Krankheiten, als im Kriege allen Kugeln zu entkommen.“ Du hast Recht. Unser Leben ist ein Krieg

mit unsrer Lebenskraft. Fast jeder von uns würgt den andern, und wird wieder gewürgt, oder er mordet sich selbst, wenn er keinen andern findet, der ihm diesen Dienst erweisen will. Der Tod fliegt in tausendfach verschiednern Gestalten und Punkten in unserm täglichen Dasein, als in der Feldschlacht herum. Es ist also so wenig wahrscheinlich, dem Krankheitstod, als dem Kriegstod zu entgehn. Allein ist jener deswegen auch natürlich, weil er wahrscheinlich ist? Der Tod durch eine feindliche Kugel ist sehr natürlich, wenn man sich in den Krieg begiebt. Ist aber der Krieg selbst auch natürlich? Man höre also nur auf, sein eignes Dasein zu bekämpfen, und die gewaltsamen Unterbrechungen desselben werden nicht mehr gewöhnlich seyn, und nicht mehr natürlich scheinen. Wir nennen izt immer das natürlich, was der Natur der herrschenden Thorheiten und Laster gemäß ist. Allein die Herrschaft dieser menschenfeindlichen Mächte ist ja selbst schon widernatürlich.

Wir haben nun die drei Hauptzüge blos körperlicher Vollkommenheit betrachtet. Sind sie gleich nicht die einzigen, und kann man ihnen gleich noch die Schönheit, Gewandtheit und Gesundheit beigesellen; so sind sie doch diejenigen, mit denen sich die übrigen von selbst entwickeln. Die nämliche Freiheit des Wachsthums, welche den Körper seine natürliche Länge erreichen läßt, läßt ihn der Regel nach auch seine natürliche Schönheit erreichen. Die nämliche

Uebung der Kräfte, welche sie stark macht, macht sie auch gewandt. Die nämliche Sorge, welche das Leben vor einem frühen Tode bewahrt, bewahrt es auch vor dem ganzen Heere unsrer Krankheiten. Die Erfahrung bestättigt dieses. Die nämlichen Deutschen, welche die Römer und Griechen durch ihre Größe und Stärke erschreckten, bezauberten sie auch durch ihre Schönheit und Gewandtheit. Und die nämlichen Greise, die unsre Bewunderung wegen ihrem Alter verdienen, verdienen sie auch wegen ihrer beinahe immer ununterbrochenen Gesundheit. Wir haben also nicht nöthig, uns bei den blos körperlichen Vollkommenheiten länger aufzuhalten. Wir wollen also zu den geistigen, vor allem aber zu denjenigen übergehen, die den Uebergang von jenen zu diesen machen.

Die bisher berührten sind blos körperlich; denn die Eiche wird auch groß, ist auch stark, lebt auch lange. Der Mensch ist mehr, als eine Pflanze. Er hat in seinen Sinnen ein Band, das ihn an zwo sinnliche Welten bindet, an die organische und an die empfindende. Er hat dann überdieß noch in seinem Geist ein Kleinod, das ihn auch zum Glied einer unsinnlichen Welt macht. Er muß, um vollkommen zu seyn, in allen diesen Welten vollkommen erscheinen.

Die Kräfte, welche den Menschen über die blos organische Natur erheben, sind das Erkenntniß- Gefühl- und Begehrungsvermögen. Welches Gra-

des von Vollkommenheit ist nun jede dieser Kräfte fähig?

Das Erkenntnißvermögen besteht aus der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft. Die Sinnlichkeit liefert den übrigen die meisten Materialien zu ihren Arbeiten. Sind die Materialien gut, so ist schon ein großes Stück Arbeit geschehn. Sind dieselben aber schlecht, so haben die Arbeiter doppelte Kräfte und Anstrengung nöthig, um aus dem unbrauchbaren Stoff ein brauchbares Werk herauszuzwingen. Die Sinnlichkeit ist daher ein wichtiger Bestandtheil des Menschen. Wie weit kann sie nun vervollkommnet werden?

Die Erfahrung hat uns auch hierüber wieder die auffallendsten Beispiele aufgestellt. Die Blindgebohrnen sind im Stande, die Farben durch das Gefühl zu unterscheiden. — In Puissanx lebte ein blindgebohrner Chemiker und Tonkünstler, der mit den Fingern vermittelst erhabner Buchstaben las, und seinen Sohn lesen lehrte. Er bestimmte die Entfernung naher Gegenstände nach den Graden der Wärme der Luft, unterschied offne Straßen von solchen, die keinen Ausgang hatten, gab die Schwere der Körper, den Inhalt der Gefäße durch Wägen auf seiner Hand, und die feinsten Abstuffungen in der Glätte der Körper und im Tone der Stimmen an. — Der blinde Professor der Mathematik, Saunderson erkannte die auch noch so gut nachgemachten falschen Münzen un-

ter einer großen Menge ächter. — Ein blinder Bildhauer bildete nach zehnjähriger Blindheit den Großherzog Cosmus, und eben so den Pabst Urban den achten, und den Herzog Bracciani in Thon nach. — Kersting mußte in seiner Jugend oft spät in der Nacht durch einen dunkeln Gang gehn, wo er dann aus Furcht die Augen schloß, und so die Bemerkung machte daß er in der Nähe eines Gegenstandes eine gewisse Wärme über den ganzen Körper empfinde. Er versuchte es nun öfter, mit verschloßnen Augen zu gehn, und kam durch diese Uebung so weit, daß er sich niemals stieß. Nachher wurde er blind und taub. Er schrieb in seiner Blindheit noch ein Werkchen vom Beschlagen der Pferde, las grobgedruckte Schriften fertig mit den Fingern, pflanzte Blumen und Obstbäume, die er jeden Morgen besuchte und befühlte. Er suchte, und fand jedesmal alle Augen und Knospen an seinen Bäumchen, und Niemand hätte es wagen dürfen, eines abzubrechen. Wenn seine Frau mit ihm sprechen wollte, durfte sie nur seine Hand auf ihren Mund legen, und sachte dagegen reden. Den Buchstaben R mußte sie aber soviel möglich vermeiden, oder sehr leise sprechen; denn dieser verursachte ihm stäts Angst und Zittern. — Eine ähnliche Vorzüglichkeit einiger Sinne treffen wir in ganzen Nationen an. Die weniger gesittetern Nationen zeichnen sich fast durchgehends durch eine ungemeine Schärfe der Sinne von den gebildetern aus. Die ganz Wilden übertreffen darinn alle andre. Sie hören nicht viel schlechter, als die

Hunde. Auf ihren Feldzügen riechen sie den Rauch der feindlichen Heere unglaublich weit. Treffen sie auf Stellen zertrettnen Grases oder Sandes, so geben sie mit unglaublicher Genauigkeit die Zahl der vorübergegangenen Wilden und die Nation an, zu der sie gehörten. Sie entdecken Schiffe auf dem Meere in einer Entfernung, in der sie der Europäer mit seinem verlängertem Auge kaum bemerkt. — Doch wir wollen nähere Beispiele von nicht so anscheinend ungeheurer Größe anführen. — Herr Gutsmuths in Schnepfenthal übte einige seiner Zöglinge nur einigemal, und sie waren schon im Stande, bei verbundnen Augen Goldmünzen von Silbermünzen, preußisches Geld von braunschweigischem, preußische, französische und sächsische doppelte Louisd'or zu unterscheiden, vorsätzlich gemachtes Geräusch zu erkennen, zu schreiben, die Anzahl von Thalern und Goldstücken bis auf 12 und 14 sammt dem verschiednen jedesmaligen Zugaben oder Wegnahmen zu bestimmen, die Anzahl der Blätter eines Buchs bis auf 116 mit der kleinen Unrichtigkeit von 2 bis 5 fehlenden Blättern zu nennen, u. s. f.

Als Resultat aus diesen Erfahrungen kann man nun mit gutem Grunde behaupten: Wenn das unbedingte Ziel der Sinnenvollkommenheit in der bewunderten Erhöhung derselben bei den angeführten einzelnen Beispielen besteht; so besteht das bedingte in der ebenfalls bewunderten vollen Entwicklung derselben bei den angezeigten ganzen Nationen. Je-

der gewöhnlich gut organisirte kann durch eine sorgfältig bewahrte Freiheit von verderbenden Einflüssen, und durch eine beständige Uebung an erhebenden Gegenständen zu einer solchen Sinnenschärfe gelangen, welche wir an ganzen sonst so armen Völkern so reichlich bemerken. Man glaube nicht, daß diese angestaunte Sinnenvollkommenheit eine nur wenigen erreichbare Erhöhung sei. Man trifft sie ja bei den genannten Völkern zu gewöhnlich an, um das glauben zu können. Und man sieht ja, wie weit Herr Gutsmuths durch seine wenigen Uebungen mit seinen Zöglingen schon kam. O! es liegen uns izt ungewöhnliche Kräfte schon in dem für die Natur blos gewöhnlichen Menschen! — „Doch! Alles das zugegeben! Denkt man, so kann diese Sinnenvollkommenheit wenigst nicht anders, als auf Kosten höherer Vollkommenheiten erworben werden.“ — Darüber ließe sich viel sagen. Hier indeß nur dieses: An Zeit zur vollen Sinnenentwicklung fehlt es dem Menschen nicht. Die Natur bestimmte seine ganze erste Periode, und noch manche Theile der folgenden dazu. Auch hat das Entwicklungsgeschäft einen negativen Theil, nämlich die Sorgfalt, nicht zu schaden, — welcher gar keine Zeit kostet, und unglaublich nützt. Der Gang der Entwicklung der Kräfte ist der Gang eines Schiffes, das vorzüglich die Beobachtung des zu gewissen Zeiten sich erhebenden günstigen Windes, und die Sorgfalt, voraussetzt, nicht zu stranden, um in kurzer Zeit weit fortzurücken, und

das dann nur noch hie und da einen Stoß vom Ruder erhalten darf, um vollends dahinzufliegen. Man hüte sich also, den Sinnen zu schaden, und nütze ihnen noch überdieß manchmal durch passende Uebungen! Man lehre die Kinder vor Allem sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen — statt allem dem Halbguten und ganz Schlimmen, was man sie meist lehrt, und man wird über den Erfolg erstaunen!

Ueberhaupt begreife ich die Unverträglichkeit nicht, die man den mancherlei Vollkommenheiten des Menschen unter sich immer Schuld giebt. „Bald kündigt, wie man meint, die Kultur des Körpers der Kultur des Geistes, bald diese jener den Krieg an. Bald necken die Theile Einer Parthei selbst einander. Und so muß dann der Besitzer des Ganzen immer auf den Besitz einiger Theile verzicht thun, um sich den Besitz der andern zu retten." Allein weiß man denn auch gewiß, daß diese Uneinigkeit natürlich, also unausgleichbar ist? Wäre es denn nicht möglich, daß sie blos durch eine fehlerhafte Kunst hervorgebracht, also durch eine fehlerfreie wieder beizulegen wäre? Wir finden ja überhaupt, wo wir die Natur mit sich im Streit glauben, nur die Kunst im Streit mit der Natur. Die Tochter ist oft naseweis, und widerspricht der klügern Mutter. Die Mutter ist stäts mit sich einig. Diese will nie, was sie nicht kann. Sie kann also auch immer, was sie will. — Ist es nun nicht Wille der Natur, daß der Mensch ganz entwickelt werde? Es ist also auch möglich. Es

braucht daher kein Theil des Menschen zurückzubleiben, um dem andern vorzuhelfen. Alle können miteinander vorrücken. Freilich, wenn wir mit unsrer Willkühr dazwischen kommen, und eigensinnig die Zeiten, und die Maße ihrer Entwicklungen untereinander werfen, dann muß nothwendig der eine verlieren, indeß der andre gewinnt. Unsre eiteln Glanzvollkommenheiten thun sich gegenseitigen Abbruch. Die natürlichen leben friedlich neben einander.

Das Entwicklungsziel der übrigen Bestandtheile des Erkenntnißvermögens läßt sich nicht so bestimmt angeben. Hier liegt, wie es scheint, eine zügellose Weite vor uns. Die Ebnen des Wissens dehnen sich, einige Wissenschaften ausgenommen, in das Unbegränzte hinaus. Man kann da, außer einen paar Stellen, nirgends hintretten, und sagen: So weit, und nicht weiter! Die Tropfen des Meeres sind unzählbar. Die Kenntnisse sind es auch. Allein das Meer hat seine Gränzen, das Wissen nicht. Jahrtausende, benützt von Männern, die weiter, als Jahrtausende sahen, verschafften uns bisher in den Millionen Kenntnissen, die sie anhäuften, nur eben so viele Aussichten auf unabsehbare Flächen neuer Kenntnisse, die in zahllosen Existenzen entweder bei ihrem Helldunkel schon unsre Ahndung berühren, oder in noch gänzlicher Nacht — des ersten Funkens warten, der die Nacht zu dämmern zwingt. Wir wissen ungeheuer viel, und fangen damit immer

noch erst an, zu wissen, daß wir nichts wissen. Jede neue Wahrheit eröffnet uns wieder eine neue Welt von Wahrheiten, die uns wie ein neuer Sternenhimmel mit tausend neuen Lichtpunkten aus dem grundlosen Raume entgegenstrahlt. In jedem Gedanken liegt eine **Wissenschaft**, in jedem Gegenstand eine **Welt**. Der Geist des Menschen hat sich schon tausende davon geöffnet, und Millionen sind ihm noch zu öffnen übrig. — Wann wird er still stehn? Wird ihm eine menschliche Macht, die ihm das Gehn nicht gebiethen konnte, das Stehn gebiethen können? Oder wird ihn die Allmacht, die ihn zum Gehn schuff, einst stehn heißen? Nein! — Er wird nie stehn bleiben, als wenn er will. Er wird izt nicht mehr wollen, wenigst nicht mehr so allgemein, nicht mehr so andauernd wollen, als er es einst wollte. Die Fesseln, welche seinen Willen lähmten, sind — durch die **Druckerpresse** zerbrochen. — Die Spanier vor 300 Jahren waren Halbgötter gegen die neuentdeckten Insulaner Westindiens. Was sind wir gegen jene Spanier? Was werden unsre **Urenkel** nach einem Jahrtausend gegen uns, was die ihrigen gegen sie seyn? — Geist des Menschen! Du trägst deutlich das Gepräge des Unendlichen, der dich schuf. Du bist uns selbst unergründlich. Ohne Ende, wie die Zeit, deine Entwicklerinn, häufst du, wie diese, zahllos Größen auf Größen, und verlierst dich zuletzt in eine **Ewigkeit von Vollkommenheiten**, wie diese in eine **Ewigkeit von Dauer**.

Großer, erhebender Gedanke! Der menschliche Geist ist von so vielen Seiten unbegränzt. Er ist ewig in seiner Dauer, und in seiner Vervollkommnung. Er ist ein Wesen einer andern Welt, als der meßbaren sinnlichen. Ihn zählt keine Zahl, welche die Sterne zählt. Ihn mißt kein Maaß, das Sonnen- und Welträume mißt. Er ist größer, als die Welten, die er denkt, nicht so alt, als sie, aber dauernder, und in seiner Dauer nicht alternd, sondern sich durch Jahrtausende verjüngend in Wirken, wie er im Seyn älter wird.

Man verzeihe es der Empfindung, wenn sie einem Gedanken zu lange folgte, der sie zu mächtig ergriff! Sie kehrt nun schon wieder zurück.

Welches ist also das Entwicklungsziel des Erkenntnißvermögens? — Der Ausdehnung nach in den meisten Fällen keines. Wir bewundern die Höhen, auf welchen in der Vorzeit die Pythagoras, Aristoteles, Plato, Sokrates standen. Wir bewundern in neuern Zeiten die neuen Höhen, auf welchen die Baco, Franklin, Syees, Kant stehn. Unsre Nachkommen werden in ihren spätern Zeiten die wieder neuen Höhen bewundern, auf welchen diejenigen stehn werden, die die Natur für ihre Zeiten zu Menschheitsführern bestimmte. — Der Schatten, welcher einst die Größen von Thürmen und Bergen angeben mußte, machte uns endlich mit Mitteln bekannt, welche uns izt die Größen entfern-

ter Welten angeben. — Der Bernstein, dem man einst neue Funken, lange blos zur unverstandnen Belustigung, ablockte, zeigte uns endlich die Kräfte, welche izt den Blitz in ein unschädliches Bett hinabzuleiten. — Der Zweifel, der einst frühe, beinahe schon mit dem ersten Gefühl der Wahrheit, erwachte, immer dieses verdrängen wollte, und immer von diesem verdrungen werden sollte, und doch nie verdrang, noch verdrungen ward, dieser Zweifel schloß uns endlich das innerste Heiligthum der Wahrheit selbst auf, um künftig da sehn zu können, wo man bisher immer nur ahnden mußte. — Wenn nun die Armuth der ersten Ureltern bei allem Leichtsinn ihrer meisten Erben zu einer solchen Wohlhabenheit anwuchs, zu welchem Reichthum muß dieses bessere Erbe bei nun größerer Häuslichkeit und Bestrebsamkeit anwachsen? Wenn die Aerndte einzelner Saamenkörner, welche der seltne Zufall säete, und der noch seltnere Schnitter sammelte, schon so gesegnet ward, wie segenvoll muß die Aerndte ganzer Pflanzungen werden, welche nun die zahlreiche Absicht anlegt, und die stäte Aufmerksamkeit bewachte.

„Also wird der Geist des Menschen endlich gar noch das Unendliche erklimmen?" — Elender Kleinsinn! Kannst du denn immer nur lästern, wenn du widerlegen willst? Siehst du denn immer in der Wahrheit, die du fürchtest, weil du sie nicht verstehst, nur die Albernheit, die du hineinlegst? Wirst du denn in deiner Kleinheit ewig nichts, als nur dich und dei-

ne Niedrigkeit begreifen? — Sieh! ein einziger Punkt des Unendlichen ist schon größer, als der kühnste Flug menschlicher Einbildung zu ermessen vermag. In ihm allein versänken schon ganze Welten, wenn sie darinn zu schweben wagen würden. Ihn wird der höchste menschliche Geist nie frevelnd berühren. Aber das Endliche selbst, in dem wir uns befinden, ist ja schon endelos. Darinn kann sich ja unser Geist schon immer fortschwingen, ohne ein anders Ziel vor sich zu haben, als das stäts entweichende immer vollkommnerer Ewigkeiten. Begreifst du nun, wie der menschliche Geist, ohne unendlich zu seyn, oder das Unendliche erklimmen zu wollen, unbegränzt von Vollkommenheit zur Vollkommenheit fortschweben könne? Wie er immer höhere und höhere Stufen ersteigen könne, ohne jemals die höchste zu erreichen, die nur der einzige höchste Geist einnimmt, der sie nicht erst ersteigen durfte?

„Wenigst ist aber diese immer fortwachsende Ausdehnung der Erkenntnisse nicht diejenige Ausdehnung, welcher die Mehrheit fähig ist? Meinst du.“ — Nicht ganz, aber doch zum Theil. Das Zeitalter steht freilich immer tiefer, als einer der seltnen Zeitgenossen, die es zu heben bestimmt sind. Allein dieser Zeitgenosse, ausgerüstet mit Kräften, die, wie seine Blicke, über die Zeiten erhaben, aus der ewigen Natur der Dinge hergenommen sind, hebt dann doch immer auch sein Zeitalter, und mit diesen alle folgende, wenn schon nicht ganz zu sich, doch höher gegen

seine Region empor. Und so rückt dann auch die ganze Menschheit immer weiter und weiter vorwärts. Nicht nur einzelne Gattungsgenossen, sondern selbst die ganze Gattung werden also einst unglaublich höher stehn, als izt, und immer noch höher steigen. Das Ziel ist für diese, wie für jene — nur in dem jedesmaligen Verhältnisse — Endelosigkeit. Können gleich auch nicht alle Kenntnisse der Seltnen ebenfalls der Antheil der Gewöhnlichen werden; so können und werden es doch jedesmal die wichtigsten, allgemeinnützigsten werden. Jeder gewöhnlich gut organisirte wird auch immer im Stande seyn, sich neben den immer vollkommnern Berufskenntnissen seines Standes auch die immer vollkommnern Gattungskenntnisse seines Geschlechts zu erwerben. — O! es sind der Punkte, woran Begriffe hangen bleiben, im Menschen, und der Augenblicke, welche, sie aufzuhängen, Zeit gewähren, im Leben des Menschen, unzählige. Man pfropfe nur jene nicht mit Albernheiten, und diese nicht mit Tände und Trägheit an, und man wird in beiden für bessere Güter Platz finden. Man messe einmal den Raum, den unsre Irrthümer und Plattheiten einnehmen, und die Zeit, die man wegwarf, um diesen Unrath aufzuhäufen!

Was endlich dem Erkenntnißvermögen an Ausdehnung im Allgemeinen nicht gegeben werden kann, das kann ihm an innerer Stärke gegeben werden. Es liegt nicht soviel daran, Kenntnisse zu besitzen,

als, sich selbe erwerben zu können, wenn man sie nöthig hat. Ich verstehe aber unter diesem Erwerben nicht das leidende Hinsitzen vor die Tafel dieser geistigen Speisen, sondern die handelnde Kraft, sich diese Gerichte selbst zuzubereiten, — verstehe also nicht das unthätige Nachglauben der Begriffe der Vordenker, sondern das thätige Selbstdenken, oder wenigst Selbstnachdenken derselben, — nicht das kalte Auswendiglernen der Entdeckungen der Erfinder, sondern das antheilnehmende Selbsterfinden, oder wenigst Selbstnacherfinden derselben, — nicht das bequeme Benützen der Werkzeuge der Meister, sondern das angestrengtere Selbstbilden, oder wenigst Selbstnachbilden derselben. Ich verstehe also nicht das selbstlose Hinlegen auf die geistigen Kräfte andrer, sondern den selbstständigen Gebrauch seiner eignen Geisteskräfte. Und dieser innern Stärke nun, dieser Selbstständigkeit ist jeder gewöhnlich ausgestattete Mensch fähig. Jeder solcher Mensch kann es durch eine ähnlich passende Uebung im Denken, wie im Gehen, dahinbringen, daß er selbst zu denken im Stande ist, wie selbst zu gehn, — daß er sich nicht immer auf fremde Meinungen zu werfen braucht, wie er sich nicht auf fremde Füße wirft — daß er sich selbst neue Gedanken geben kann, wie er sich neue Stellungen des Körpers giebt, wenn er ihrer bedarf. Es ist dazu so wenig großer Apparat von Büchern, Werkzeugen und Methoden — von Jugend auf — nothwendig, als zum Gehn. Man

braucht nur acht zu geben, daß die Kleinen in den ersten Versuchen ihrer Denkkräfte nicht gestört, in den folgenden nicht verschoben, und in allen nie gewaltthätig gezogen, auch nicht zur Wahrheit hin, sondern immer nur, wo es manchmal ein wenig ist, geleitet werden. **Ohne kostbaren Aufwand** werden sie so — **ungeleitet** durch sinnreiche Künste, aber auch **unverführt** durch sinnreiche und sinnlose Irrthümer — an der Hand der Natur und häuslicher Wachsamkeit — durch ungestörte Uebungen an den überall vorkommenden Gegenständen der Natur und gewöhnlicher Kunst zu einer solchen **Selbstthätigkeit** und **Selbstständigkeit** ihrer Denkkräfte gelangen, welche sie in den Stand setzt, das an tausend neuen Gegenständen mit eben so glücklichem Erfolge zu versuchen, was sie zuvor an den wenigen einheimischen versucht haben — die Handlung des Denkens. Sie werden also selbst denken, selbst schließen, selbst beurtheilen, und sogar — selbst erfinden können. Und darinn haben wir nun auch das ganze bedingte Ziel des Erkenntnißvermögens.

Nicht jeder kann außerordentlich **Viel**, aber jeder kann das **Allgemeinnothwendige** und **Nützliche**, und jeder kann dieses recht, kann es aus sich, kann es selbst, und nicht blos einem andern auf **Treue und Glauben** nachwissen. Nicht jeder kann dem Menschengeschlechte vordenken, der Natur ihre geheimere Handlungen ablauern. Aber jeder kann selbst denken, kann der Natur ihre nicht so sehr ver-

steckten Handgriffe entlocken. Nicht jeder kann ein Kant oder ein Franklin, aber jeder kann ein Mensch seyn.

Was sagt denn aber die Erfahrung dazu? — Freilich nicht soviel, als zu den zuvor berührten körperlichen Eigenschaften. Kann das aber auch anders seyn? Ward der Wahrheit nicht von jeher ungleich planmäßiger und allgemeiner entgegen gearbeitet, als der Größe und Stärke? Diese, als die sich früher und leichter entwickelnden Eigenschaften kamen den verderbenden Künsten der Willkühr oft wenigst zum Theil zuvor. Die Denkkräfte aber, die sich erst später entfalten, wurden fast immer von diesen feindlichen Mächten eingeholt und zerstört, oder wenigst verschoben. Auch lag es ja der Dummheit und dem Laster ungleich mehr daran, die Gedanken, als die Muskeln, zu lähmen. Sie wußten, daß thörichte große und starke Menschen doch dabei klein und schwach seyen. Erst, als sie bemerkten, daß sich manchmal ein Theil der verjagten Kraft noch in den Körper werfe, um sich auch da noch gegen einige Angriffe zu halten, entwarf die schlaueste Bosheit den Plan, ihren Feind auch von dieser Schanze zu vertreiben, und sich in gedankenlosen, und dabei auch noch körperlich kleinen und schwachen Menschen ganz unschädliche Sklaven zu bilden. — Kann uns die Erfahrung unter solchen Umständen sagen, was die Natur kann und will? Oder sagt sie uns nur, was die Willkühr konnte und wollte? Man wird doch

nicht die seltsam verschnitzelten Bäume französischer Gärten nur als Modelle der Bäume anführen, die unsre Erde tragen kann und soll? — O! es ist bekannt, warum ihr immer nur auf **Eure** Erfahrung, als auf den Götzen, hinzeigt, der Orakel spricht: Ihr wißt, daß immer Einer **Eurer** Priester dahinter steckt, und nach euerm Beutel weissagt. Ich ehre die Erfahrung auch, aber die **Eurige** nicht, sondern die Erfahrung der **Natur**. Diese redet aber auch ganz anders. Man trifft sie zwar nur selten an. Ihrer kleinen Tempel sind wenige. Die allgemeine Verfolgung, unter der sie bisher lag, gestattete ihr bisher nur hie und da eine kleine, wenig bemerkte Kapelle. Darinn spricht sie aber dem Reinen, der ihre **einfachen Wahrheiten** — **pompösen Lügen** vorzieht, redlich und tröstend bessere Möglichkeiten vor, und bestättigt ihre Aussage durch manche gleichlautende Wirklichkeit. — Gewis! es ist zu bewundern, wie bei der fürchterlichen allgemeinen Anstrengung, jeden bessern Gedanken zu verscheuchen, jede noch rege Faser der Denkkraft zu zertretten, doch noch so mancher Gedanke, der nicht Bürger ist, und so manche Nerve lebt, die nicht siechelt. Es ist nicht einmal so was sehr Seltnes, gerade in den **Ungelehrtern** mehr wahren Verstand und Scharfsinn anzutreffen, als in ihren gelehrtern Mitbrüdern. Wir bewundern dergleichen Glückliche nur deswegen so sehr, weil wir gewöhnlich nicht begreifen können, wie man richtig denken könne, ohne vorher dazu künstlich verdorben worden zu seyn. Unsre Bewunderung

trifft also nicht so fast die Seltenheit, als die Unbegreiflichkeit dieser Erscheinung. Ich wage es sogar, zu behaupten, daß selbst die Mehrheit izt schon wirklich und richtig selbst denkt, aber nur über die wenigen Gegenstände, die sie auch selbst kennt. Vielleicht hat Mancher nur einen einzigen solchen Gegenstand. Die öffentliche Gedankenlosigkeit entsteht also nicht aus einem nothwendigen Mangel der Selbstkraft, sondern aus einem durch Willkühr hervorgebrachten Mangel der Gegenstände des Denkens. Die Begriffe fehlen, nicht die Kräften, sie zu denken. Soviel sagt uns die Erfahrung izt schon. Was wird sie erst einst sagen?

„Aber da haben wir ja wieder die alte Unmöglichkeit allgemeiner Aufklärung nur unter einer neuen Benennung. Es soll also nicht mehr unmöglich seyn, daß die Mehrheit selbst denke. Es ist aber unmöglich, daß sie viele richtige Begriffe habe. Sie hat nicht Zeit, sich selbe zu verschaffen.“ — Warum nicht? Sie hat doch izt, wie wir hörten, Zeit, sich viele unrichtige zu verschaffen. — „So hat sie wenigst in ihren nicht so geräumigen Begriffbehältern nicht Platz dazu.“ — Scherze! hundert wahre Begriffe fodern keinen größern Platz, als hundert fehlerhafte. — „Aber wie soll sie es anfangen, gerade die wahren vor den fehlerhaften aufzulesen.“ — Da habt eigentlich ihr anzufangen. Ihr nämlich sollt derselben keine fehlerhaften mehr verkaufen. Die mei-

sten ihrer itzigen unbrauchbaren sind nicht ihre selbstgedachten, sondern die euch nachgeglaubten.

Das Gefühlvermögen ist, wie man weis, keiner eignen Entwicklung also keiner innern Verwandlung, aber nach der Beschaffenheit der übrigen Kräfte — einer äußern fähig. Es giebt nämlich keinen Zeitpunkt im menschlichen Leben, wo das Gefühl für gar keine Gegenstände brauchbar ist. Aber es giebt Zeitpunkte, wo es seine Brauchbarkeit an andern Gegenständen äußert, als sonst. Die Unterschiede dieser Zustände treffen eigentlich nicht das Gefühl selbst, sondern die übrigen Mitkräfte, welche dem Gefühl die Gegenstände liefern. Da nun die Empfindungen darüber die übrigen Verrichtungen des Menschen unterstützen oder stören können; so wollen wir diese Zustände des Gefühls mit den Benennungen von **Krankheit** und **Gesundheit** belegen. Wir untersuchen also hier den im einzelnen und allgemeinen möglichen Grad der Gesundheit des Gefühls, da es keinen Grad der Entwicklung zu untersuchen giebt.

Die **Gesundheit des Gefühls** ist jener **Mittelzustand** desselben, in welchem es von Stumpfheit, und zu großer **Reitzbarkeit** desselben gleichweit entfernt ist. Nicht hart, aber auch nicht weichlich empfindet es in diesem Zustande die schwächern Eindrücke ganz, und die stärkern nicht überwiegend. Es ist ohne Härte abgehärtet, und ohne Empfindlichkeit reitzbar. Der glücklichste Grad desselben ist jener

Punkt, in welchem sich die so widersprechend scheinenden, und doch so sehr vereinbaren Eigenschaften, die höchste Abhärtung, die aber noch nicht Härte, und die höchste Reitzbarkeit, die aber noch nicht Empfindlichkeit ist, vereinigen. Auf diesem Grade verbindet das Gefühl mit dem natürlich leisen Sinn für stillere Leiden und Freuden, die gehört werden sollen, eine durch Kunst erworbne glückliche Taubheit für laute Lüste und nothwendige Schmerzen, die nicht gehört, oder wenigst nicht geachtet zu werden verdienen. Es verbindet eine, wie es scheint, willenlose Ohnmacht mit einer unbegreiflichen Selbstkraft. Es überläßt sich oft ganz dem Meere der Empfindungen, ist ganz das Spiel jeder kleinen Welle, schmiegt sich ganz auch in die sanftesten Erhöhungen und Krümmungen derselben. Es wird ganz von der glatten, leicht zu beherrschenden Fluth beherrscht, wie das Baumblatt, das ein leichter West auf den ruhigen Bach hinauflegt. So wie aber die See höher zu gehen beginnt, wie ihre Wellen zu Wogen anzuschwellen drohen, richtet es sich auf, wird aus den Beherrschten die Beherrscherinn, trotzt, umbraußt vom Wind und Wasser dem tobenden Sturm, und gebiethet zuletzt den aufgebrachten Elementen Ruhe und Heiterkeit. — Das thut das Gefühl? — Ja! zunächst die entferntern Kräfte, die dieß durch das Gefühl bewirken, sind freilich die Denk- und Willenskräfte. Allein diese können nicht so handeln, wenn nicht das Gefühl, wodurch die Handlung geht, gesund genug ist, selbe unangesteckt

durchgehn zu lassen. Der Verstand und der Wille sind die Künstler. Das Gefühl ist das Werkzeug. Die Ursache der Arbeit ist der Künstler. Allein zunächst entsteht die Arbeit doch aus dem Werkzeug, und wenn dieses jene schon nicht allein hervorbringen kann, so kann es dieselbe doch allein hindern. Der hellste Verstand und der beste Wille können mit einem kranken Gefühl das nicht bewirken, was sie mit einem gesunden können. — „Aber wenn dieses mit der Entwicklung von jenen von selbst brauchbar wird, muß es denn nicht ebendeswegen auch selbst gesund seyn, wenn jene gesund sind?“ — Ja! wenn es jene von Jugend auf waren. Sind sie es aber erst später geworden; so haben sie dieses durch ihre frühern Krankheiten meist schon so sehr angesteckt, daß es nie wieder ganz gesund wird. Es ist vielleicht im Menschen nichts stärker, als das Gefühl, aber auch nichts zärter. Es trotzt, wie gesagt, Stürmen, und wird oft von einem unzeitigen Lüftchen getödtet, oder siech geblasen.

Ist nun aber das vorhinangezeigte Bild nicht etwa blos ein Phantasiestück, zu dem noch kein Original saß? — Nein! die Geschichte hat uns das Andenken an so manche jener schönen Seelen aufbehalten, deren glückliche Nervenstimmung den leisen Berührungen feinerer Schönheiten antwortete, und fast nur für Akkorde empfänglich, auch den stärkern Schlägen feindseliger Mächte — Wohllaute zurückgab. Wir bewundern in ältern und neuern Zeiten seltne Sterbli-

che, welche die natürliche Harmonie ihres Wesens bewahrten, und ihr schönes Leben zu einem schönen Concert machten, das höchstens manchmal durch **Pausen**, aber nie durch **Mislaute** unterbrochen wurde, — Sterbliche, die mit der vollen Hingebung in die sanftern Schwingungen des Lebens vollen Muth und volle Stärke für die Stürme desselben in schöner Eintracht verbanden. **Griechenland** und **Rom** weisen uns unter ihren übrigen Merkwürdigkeiten auch hierüber wieder die größten und reinsten in vielen ihrer Zeitgenossen auf. — **Sokrates**, dieser feinste Exeget des reinsten Menschengefühls, zog mit seinen Landsleuten in den Krieg. Der Weltweise ward Soldat. — Sein großer Schüler **Xenophon** ist uns als Schriftsteller und Feldherr ehrwürdig. — **Tyrtäus** sang seine Spartaner tapfer, und führte sie — selbst tapfer — auch selbst zum Sieg gegen die Feinde. — **Solon** war Gesetzgeber, Dichter und Feldherr. **Aeschylus**, der Stifter der tragischen Bühne, zeichnete sich bei Marathon aus. — **Brutus**, als Consul, verurtheilte auf dem Marktplatze seine Söhne als Verräther zum Tode, und zu Hause beweinte er, als Vater, ihren Tod, als den Verlust seiner Kinder. — **Cincinnatus** stand als Diktator da, wenn Gefahr über Rom hieng, und kehrte in seine kleine Landhütte zum kleinen Acker und zum stillen Genuß häuslicher Glückseligkeit zurück, wenn er die Wolke aufgelößt hatte. — **Koriolan** trug den Sieg zu den Volskern über, besiegte an ihrer Spitze die sieggewohnten Heere seiner undank-

baren Landsleute, ward aber von der kindlichen Zärtlichkeit gegen seine Mutter selbst besiegt. Aemilius Paulus, Fabrizius, Kamillus, Kato, Scipio u. s. f. welche Namen, als Bürgen der unter uns izt so selten möglich geglaubten Vereinigung feiner Naturgefühle und männlicher Selbstkraft. Doch! auch in neuern Zeiten bewundern wir ausgezeichnete Wesen dieser Art. — Der große Heinrich der vierte von Frankreich war Vater genug, um sich nicht zu schämen, den Ritt mit seinen Kindern zu vollenden, den er eben in seinem Kabinet herummachte, als der spanische Gesandte zur Audienz erschien. Was Heinrich sonst noch war, wissen wir. — Friedrich der Einzige, — doch wer kennt in diesem Seltnen das Wesen nicht, das nicht alle Jahrtausende wieder kömmt, wer kennt in ihm den Fürsten, den Feldherrn, den Weisen, den Tonkünstler nicht? — Kleist, dieser liebenswürdige Sänger des Frühlings, starb den Tod des Heldens. — Laudon hörte dem Gebrülle des tausendfachen Tods aus tausend Feuerschlünden unerschüttert zu. Aber die geheime Kraft der Weisheit ergriff ihn mächtiger, und er, selbst weise, gestand dem weisen Gellert, daß er sich in seiner Gegenwart beklommen fühle.

Allein auch ganze Nationen sind eines hohen Grades der Verbindung des zärtern Sinnes für geheimere Verhältnisse, und der Selbstkraft gegen stärkerangreifende fähig. Denken wir wieder an Griechenland und Rom. — Wie von einem eignen Ge-

nius geleitet wandelten Griechenlands geistvolle Bewohner in der ersten Jugendkraft ihres schönen Daseins gleichleicht unter den reitzenden Formen der Schönheit, und unter den drohenden der Gefahr. Sie fühlten das leise Wehen der Anmuth, und standen im Sturm des Schicksals aufrecht. Schönheit und Anmuth waren ihnen Gottheiten. Jede reinere Empfindung hatte ihren Genius, jede feinere Beziehung der Dinge auf den Menschen einen Schutzgeist. Halbgötter und Halbgöttinnen bewachten mit heiliger, oft eifersüchtiger Sorgfalt die schweigende Ehrfurcht im Hain, die reine Heiterkeit an der Quelle. Das Ideal jedes sanftern Gefühls ward irgend ein überirdisches Wesen, dem man durch Hingebung in dasselbe huldigte. Man opferte immer einer Gottheit, wenn man den schönen Regungen eines unentweihten Herzens folgte. Gefühl wär ståts irgend ein Gottesdienst. Aber auch die Tugend war ihnen eine Göttinn. Die Tapferkeit, die Großmuth, die Treue, die Eintracht hatten ihre Tempel. Sie eilten, von den Seligkeiten der Huldgöttinn beglückt, an die Altäre der Gottheiten der Pflicht, und vollendeten da, durch die Einwirkungen der Schönheit für verwandte höhere Einflüsse empfänglich gemacht in erhabner Begeisterung die den Sterblichen so natürliche Huldigung an das Unsterbliche. Ihre schöne Phantasie besetzte den nämlichen Olimp mit den Gottheiten der Schönheit und Anmuth, — und des Kriegs und seiner Gefahren. Die Grazien, und Mars und Herkules tran-

ken an der Tafel des Vaters der Götter und der Menschen — Nektar. Alle Vollkommenheiten des Menschen hatten in ihrer glücklichen Einbildungskraft schöne Gestalten und verehrte Namen angenommen, und bildeten in einer reitzenden Allegorie ein wunderbares Ganzes, das mit dem Zauber der Begeisterung versehen, wodurch es entstand, dem Leben dieses einzigen Volkes ein wunderbares Ebenmaaß von Anmuth und Hoheit anhauchte. Wir bewundern die Rudera seiner Werke und seines Geistes noch. Selbst die zerrißne Einheit seiner Ueberbleibsel ergreift uns noch mächtig, und die halben Denkenmaale seiner Größe rufen uns noch zu: Seht da den ganzen Menschen! — Die Römer erreichten ihre Muster, die Griechen, nicht ganz. Sie kamen ihnen aber nahe. Auch sie huldigten der sanftern Macht feiner Verhältnisse, und dem gebiethendern Ansehn strengerer Nothwendigkeit. Auch sie folgten den stillern Winken der Natur und ihren schärfern Befehlen. In ihren Herzen ließen sich schon frühe die sanften Tugenden bürgerlicher und häuslicher Geselligkeit, und die rauhern des Kriegs in holder Freundschaft nieder. Sie betheten die Tugend als eine Göttinn an, die im Frieden die Familien mit häuslichen Seligkeiten beglückt, und im Kriege die feindlichen Heere mit überirdischem Schrecken zurückwirft. Die männlichen Tugenden waren bei ihnen die hervorragenden. Aber auch die sanftern bildeten um diese herum kleinere, ihnen aber auch heilige Gruppen des Menschenwerths. — In den später

eingetrettnen eisernen Jahrhunderten war der Genius der Schönheit entflohen, und mit ihm der Genius der Menschenwürde. Das Gefühl für geheime ruhige Reitze war im Allgemeinen todt, und mit demselben die Kraft für erhabne Thaten. Stumpfheit besetzte die Stelle der Empfindung, Wildheit die Stelle der Kraft. Die Barbarei lößte sich dann in widrige Gelüste nach unnatürlichen Befriedigungen, die Geschmacklosigkeit in den abentheuerlichen Geschmack für misgestaltete Formen, die Wildheit in feige Selbstsucht und Härte auf. Kalte, gedankenlose Grübelei schoß aus der allgemeinen Dummheit und thatenlose, ängstliche Ceremonientugend aus der allgemeinen Verwesung schöner und sittlicher Gefühle auf. Und so bürgte dann selbst die allgemeine Erstorbenheit feiner und großer Menschengefühle nicht nur für die Möglichkeit, sondern auch für die Nothwendigkeit der allgemeinen Vereinigung derselben. Sie zeigte, daß dasjenige, was einst unter Griechen und Römern wirklich war, die Darstellung des ganzen Menschen, ohne jenes schöne Ebenmaaß von Feinheit und Stärke des Gefühls, nicht einmal möglich sei.

Es ist nun noch die wichtigste Kraft des Menschen, nämlich sein Begehrungsvermögen, zu untersuchen übrig. Da sein sinnlicher Bestandtheil gleiches Schicksal mit dem Gefühl hat, so betrachten wir hier wieder blos seinen vernünftigen, der unter dem Namen des Willens bekannt ist. Wir untersuchen also den

Grad der Sittlichkeit, dessen der Mensch fähig ist.

Wir tretten hier in ein Heiligthum, bei dessen Eintritt das reine Gefühl, von heiligen Schauern ergriffen, in hohe Bewunderung dahinsinkt, um, von einem überirdischem Licht durchglänzt, zur Empfindung neuer Leben in seinem innersten Dasein zu erwachen. Selbst die Unempfindlichkeit fühlt sich da von unsichtbaren ungewohnten Kräften gepackt, und das alte abgehärtete Laster spürt Erschütterungen. — Es öffnet sich unsern Blicken das Pantheon aller Völker. Die Kodrus und Kurtius aller Nationen, die sich dem Wohl ihrer Mitbürger opfern — ihre Aristides und Sokrates, welche die Liebe zur Tugend aus ihr und aus sich, und Ruhe bei der Strafe des Lasters von außen — aus der Liebe zur Tugend nehmen, — ihre Epaminondas und Kurius, welche unerlaubte Schätze verachten, erlaubte geringschätzen, und ihren einzigen Reichthum in einer edeln Armuth finden, — ihre Lykurg, Numa, Publicola, Timoleon, Pelopidas, Brutus, ihre Catonen, ihre Scipionen zeigen uns den Menschen in seiner höchsten Würde. Wir staunen die Lichtgestalten an, die uns aus den Personen dieser seltnen Edlen entgegenstrahlen. Wir zittern in unnennbaren Entzückungen auf, und rufen: Welcher Höhe ist der Mensch fähig! — Er kann dastehn, wie ein Wesen höherer Art, erhaben über die gewaltigsten Bedürfnisse und Begierden seiner Gattung, in den höhern

Regionen des Geistes, und kann von da herabherrschen in die von ihm so entfernte, und doch so nahe, so mächtig widerstrebende, und doch so innig geliebte Welt seiner Sinnlichkeit; kann hinanblicken in die reinern Elemente neuer Glanzgestalten und die Funken sammeln, die vom Altar der ewigen Schönheit herüberlodern, und mit dem ätherischen Feuer seine irdische Natur zu einer nicht mehr blos irdischen Person veredeln, — kann in seinen von Thon genommnen Hüllen geistig, in seiner Abhängigkeit — frei, in seiner Vergänglichkeit — ewig seyn.

Was kann aber der nicht erhöhte, was kann der gewöhnliche Mensch? — (versteht sich der Naturmensch, nicht der itzige Mensch der Gesellschaft) — Er kann, was er soll. Nun soll er aber alle Pflichten erfüllen. Er kann es also auch. Das Können hat hier mit dem Sollen gleiche Gränzen.

Nicht jeder ist der positiven Erhöhung fähig, einer Tugend, die nicht streng gebiethet, aber mit überirdischen Reitzen einlädt, zu huldigen. Aber jeder ist der negativen Erhöhung fähig, der Pflicht, die ein Opfer fodert, ohne welchem sie verletzt werden würde, dieses Opfer zu bringen. Nicht jeder kann immer sein ganzes Selbst einem höhern Beruf, aber jeder kann sein ganzes Selbst der Tugend, und jeden seiner Zustände — der Pflicht hingeben, wenn sie ihn verlangt. Seltene Veredlung ist nur der Antheil einiger Auserwählten. Allgemeine Sittlichkeit kann der Antheil aller seyn.

Doch! du willst auch hier wieder die Erfahrung hören? — Es sei! Obwohl die Erfahrung da keine Stimme hat, wo die Wahrheit sich durch sich selbst entscheidet. Alle Menschen können gesittet seyn, wenn sie es gleich nie gewesen sind; — denn sie sollen es alle seyn. Dieses sagt eine Stimme in uns, welche die Aussprüche der Erfahrung, wenn sie ihr entgegen sind, bedauert, aber sich nicht nach ihnen, als hätte sie unrecht, berichtigt. — Doch! was sagt denn also selbst die Erfahrung? Was erzählt uns denn auch hier wieder die Geschichte von Griechenland und Rom? Waren in den schönen Zeiten dieser Staaten die Selbstüberwindung, die Mäßigkeit, die Treue, die Redlichkeit, die Unbestechlichkeit, die Wahrhaftigkeit, die Zufriedenheit, die Nachbarsliebe, die Großmuth u. s. f. nicht sehr allgemein (*)? Konnten Nationen, welche an den erhabnen Tugenden ihrer edelsten Mitbürger öffentlichen Antheil nahmen, das Schicksal dieser Volksväter ganz in ihre eignen Angelegenheiten und Empfindungen verwebten, das Glück derselben für das ihrige, und ihr Unglück für ein öffentliches erklärten, — welche an ihren Führern nicht nur die Talente, die ihnen nützten, sondern auch die Tugenden, die sie erröthen oder staunen machten, durch Worte und Thaten ehrten, — welche die Niederträchtigkeit

(*) Nichts, als g l ä n z e n d e L a s t e r! unterstehn sich über diesen Punkt gewisse Leute auszurufen. — O! w e r d e t d o c h e i n m a l s o l a s t e r h a f t! Wir wollen euch über diesen neuen L a s t e r n eure alten T u g e n d e n verzeihen.

tigkeit des Freundes, der ihnen Vortheile verschaffte, mit öffentlicher Verachtung, und dem Edelsinn des Feindes, der ihnen nachtheilig war, mit öffentlicher Hochachtung vergalten, — konnten solche Nationen anders, als selbst edel seyn? — Selbst aber bei übrigens weniger kultivirten Völkern treffen wir manchmal einen schönen Grad allgemeiner Sittlichkeit an. Die ältesten Deutschen sind bei aller ihrer übrigen Rauheit wegen ihrer allgemeinen Freiheits- und Wahrheitsliebe, wegen ihrem Stolz gegen Niederträchtigkeiten, wegen der Offenheit und Wahrhaftigkeit ihres ganzen Chatakters, wegen ihrer unauflösbaren Verschwiegenheit, wegen ihrer allgemeinen Keuschheit, wegen ihrem feinem Gefühl für Ehre und Edelmuth u. s. f. ehrwürdig. — Sogar von uns sogenannte wilde Nationen in Amerika und den Inseln der Südsee verdienten, oder verdienen noch manchmal wegen ihrer allgemeinen Gutmüthigkeit die Liebe jedes Denkenden, der gute Menschen ehrt, wo er sie immer findet, unter einem weißen, braunen oder rothem Felle. Bei aller ihrer übrigen Armuth des Geistes erwerben, und erhielten sich dieser glücklichen Geschlechter Manche einen solchen Reichthum sittlicher Naturgefühle, daß die sie besuchenden Europäer erstaunten, und, um sich das Erröthen zu ersparen, das meist auf ein solches Erstaunen folgt, nicht schnell genug eilen zu können glaubten, diesen natürlichen Reichthum durch künstliche Bildung — zu vermindern. — Einen vorzüglichen Grad allgemeiner Veredlung finden wir in dem

Leben der ersten Christen. Welche allgemeine gegenseitige Liebe! Welche Reinheit der Handlungen und Neigungen! Welche Erhabenheit über alles, was nicht Tugend, oder eine ihrer Stützen war! Welche Hingebung in ihre Schicksale bei aller Selbstständigkeit für ihre Pflichten! Wie **Glieder einer einzigen Familie** lebten sie in bewunderter Eintracht, und wie **Wesen einer andern Welt**, erfüllten sie zwar auch die **Pflichten** der unsrigen, achteten aber der **Güter** derselben so wenig, daß sie den **Verlust** derselben fast eben so freudig ertrugen, als sie ihren **Besitz** genoßen.

Was sagt also die **Erfahrung** über die **allgemeine** sittliche **Veredlung**? — Bestättigt nicht auch sie die Möglichkeit derselben bei ganzen Völkern? Zeigt uns nicht auch sie hierinn das nämliche, allen erreichbare Ziel, das uns die Vernunft schon voraus zeigte? Jeder Mensch ist daher nach dem Ausspruch beider Tribunale desjenigen Sittenadels fähig, der ihn zwar nicht immer zum Gegenstand der öffentlichen Bewunderung, aber fast immer zum Gegenstande der allgemeinen Achtung macht, und, was mehr ist, mit derjenigen Selbstachtung belohnt, welche über Zeiten und Verhältnisse erhebt, und zum Glücke **würde**, zum Unglück **heroische Ruhe** schenkt.

Die Tugend hat zwar das **Eigenthümliche**, daß sie von jedem ihrer Anhänger manchmal Opfer fodert, zu deren Darbringung eine Art von **Erhöhung** der Kräfte erfodert wird. Allein selbst dieser **erhöhte** Zu-

stand ist, wie ich zuvor schon bemerkte, jedem Menschen so oft erreichbar, als ihn die Tugend fodert. — Der fortwährenden Erhöhung der ganzen Natur, in der sich die seltnen Edelsten fast immer befinden, ist freilich nicht jeder fähig. Aber für die vorübergehende Begeisterung, welche dringende Verhältnisse für die allgemeine Sittlichkeit fodern, besitzt jeder Empfänglichkeit. Denn so wie die Tugend ihre Foderungen erhöht, erhöht sie auch ihre Hilfe. Sie theilt nicht blos Befehle aus. Sie theilt auch Kräfte mit. Man darf also von ihr nur ganz annehmen, um ihr wieder ganz geben zu können. Wer aber schon auf ihr erstes Wort erschrickt, und feige davon eilt, ohne auch ihre nachkommende Kraft zu erwarten, der begreift freilich nicht, wie man gut seyn könne, ohne außerordentlich zu seyn. Es ist aber im Kampf mit den Neigungen, wie im Kriegskampf. Jeder kann tapfer, aber nicht jeder ein Held, — oder jeder kann ein Held seyn, wenn die Gefahr ihn aufsucht, aber nicht jeder ein Außerordentlicher, welcher die Gefahr aufsucht.

Wer aber die Beweise zu diesen Wahrheiten durchaus nicht in sich selbst findet, sondern immer nur von der Erfahrung von Außen belehrt werden kann, der übergehe also meinetwegen sogar auch noch die schöne Erfahrung der griechischen nnd römischen Jahrhunderte, und halte sich blos an die mehr oder weniger häßliche der folgenden Zeiten! — Selbst diese so widersprechend scheinende Richterinn erklärt sich

durch die Schlußfolgen, auf welche ihre Vordersätze führen, für die Sache der Tugend. Denn was stellt sie uns auf? — Meist — geblendete **Menschen**, die mit einer nicht selten unbegreiflichen Anstrengung einem dunkel empfundnem Traumgesichte nacheilen, oder mit bewundernswürdiger Aufopferung ihrer liebsten Natur vor eine formlose Statue hinknien, durch die ein grausamer Schwärmer, oder Betrüger eiserne Befehle spricht. Mit welchem Kraftaufwande werden also die nicht mehr geblendeten **Menschen** der Wahrheit nachstreben, wenn sie sich ihnen sichtbarer, als die Traumgestalt zeigt? Mit welcher Ehrfurcht und Hingebung werden die nicht mehr Hintergangenen der himmlischen Schönen, der **Tugend** selbst, opfern, da die bisher **Betrognen** schon ihrem ungestaltetem, ärmlich oder schändlich nachgemachtem **Bilde** so ehrerbiethig, und sich selbst vergessend opferten? Wahrlich! Selbst die **bisherige** allgemeine **Verdorbenheit** der Menschen bürgt für die **Möglichkeit** einer eben so allgemeinen **Veredlung** derselben. Wenn die misgeleiteten Menschen schon den Irrthum, den man ihnen als Wahrheit, und das Laster, das man ihnen als Tugend aufdrang, mit so fester und opfervoller Liebe umfaßten, wozu ihnen die Natur keine Hilfe leistete, wozu sie vielmehr die liebsten Geschenke dieser guten Mutter oft ausschlagen mußten; — mit welcher unüberwindlichen und reinen, muthvollen Liebe werden die recht geleiteten die Wahrheit und Tugend selbst umschlingen, wozu ihnen auch

überdieß die Natur mit dem ganzen Reichthum ihrer Kräfte beistehn wird? **Wenn die Menschen, als Marionetten, für Wahn und Elend soviel konnten, was werden sie, als Menschen, für Weisheit und Glückseligkeit können?** —

Die Hauptzüge des Gemäldes menschlicher Vollkommenheit sind nun überhaupt dargestellt. Wir wissen also, was wir von dem neuen Menschengeschlecht zu erwarten haben, das eine neue Erziehung absetzen wird. Es wird ein großes, — starkes — lebenvolles — ein aufgeklärtes — empfindsames — und tugendhaftes Geschlecht seyn.

Lichtvolle, seelenerhebende Aussicht! O! daß du dich nie vor unsern Augen verschlößest! Daß sich nie die herbstliche Regenwolke der Alltäglichkeit, oder die dichten Nebel der Selbstsucht zwischen dir, und uns zusammzögen! Welche Kraft würde aus dir, lägest du immer klar und einladend vor uns, in unsre Vorsätze und Handlungen herüberwehen!

Und nun schließe ich meine Betrachtungen über diesen wichtigen Gegenstande mit dem Wunsche, daß man doch einmal nur den **Glauben an die Möglichkeit einer allgemeinen Veredlung allgemein werden lassen möchte.** Wenn es nur einmal dieser Glaube ist, dann wird es die Sache auch schon bald. — Der Glaube kann Berge versetzen, sagt ein großer Lehrer der Menschheit. Wenige fassen den tiefen Sinn dieser Rede. Und es liegt doch in ihr allein

mehr Weisheit, als in allen den kunstvollen Systemen verfeinerter Selbstsucht, welche überall nur sich sieht, überall nur das begreift, was nützt, und überall nur das glaubt, was sie in ihrer Eingeschränkheit begreift.

Zweifelst du an der Möglichkeit der Verwirklichung einer großen Idee; so untersuche erst ihre innere Natur! — Widerspricht sich diese nicht, so fürchte keine äußere Widersprüche der Umstände! Stehe nur auf aus den Armen deiner Sinnlichkeit! Schwinge dich empor auf den Fittigen deiner Selbstkraft über den trüben Dunstkreis des Eigennutzes! Gewöhne deinen Blick an die neue Lichtgestalt, und deine Empfindung an die fremden Einflüsse, und achte nicht mehr der drohenden Zweifel, und Reitze von unten, die dich auch dahinauf noch verfolgen! — Bald wird die große Idee — wunderbar, — und natürlich in dein Dasein herüberfließen, und, wo sie dieses nicht kann, dein Dasein zu sich emporheben.

O! dem Zutrauen zu sich selbst sind unzählige Dinge möglich, die es der Alltäglichkeit, der verfeinerten sowohl, als der gedankenlosen, nicht sind.

F.91

500.-
17.3.83

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weiller, Kajetan von,

Ueber die gegenwärtige und künftige Menschheit Eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart, und unserer Hoffnungen fü
r die Zukunft

München 1799

H.g.hum. 238 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446106-5
VD18 10707786